Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 51 – Weihnachten 2005 Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland C5524 - PVST. Gebühr bezahlt



Merkels Handschrift

Auch auf internationalem Parkett macht Deutschlands Kanzlerin eine gute Figur

Der vormalige Grünen-Star Joschka Fischer hat einmal seinen jähen Wechsel vom Turnschuh zum Nadelstreifen und vom Molotow- zum Diplomatencocktail mit einem verblüffend klugen Satz erklärt: „Die Veränderung des Menschen durch das Amt geht wesentlich schneller als die des Amtes durch den Menschen." Dies gilt wohl auch für Deutschlands neue Kanzlerin.

Bis zu ihrem Amtsantritt hatten linke wie rechte Kritiker ihr eigentlich gar nichts zugetraut: „Kohls Mädchen" und „graue Maus" waren die gängigen Titulierungen, zudem sei sie politisch unerfahren. Wobei man sich fragt, was eigentlich nach 16 Jahren Politpraxis, acht Jahren Amtszeit als Bundesminister, über fünf Jahren als Partei- und drei Jahren als Fraktionschef noch fehlt, um als „erfahren" gelten zu dürfen.

Auf dem EU-Finanzgipfel jedenfalls erlebten die Staats- und Regierungschefs alles andere als eine unerfahrene „graue Maus". Im Gegenteil: Souverän, als habe sie seit Jahren nichts anderes getan, führte sie die EU am drohenden Scheitern vorbei. Briten und Franzosen rang sie erhebliche Zugeständnisse ab. Den deutschen Beitrag zu reduzieren, gelang ihr zwar nicht, immerhin aber blieb sie am Ende um eine Milliarde unter dem, was Vorgänger Schröder im Juni leichtfertig zugesagt hatte.

Zweifellos hat Merkel das internationale Ansehen unseres Landes gesteigert; endlich ist Berlin der Führungsrolle, die alle anderen vom größten EU-Mitglied erwarten, gerecht geworden. Der Preis war nicht gerade niedrig.

Vor allem sind hier die 100 Millionen Euro zu nennen, die den mitteldeutschen Ländern künftig fehlen werden, weil die Kanzlerin sie generös gen Ost weiterreichte.

Freilich sollten auch Kritiker bedenken: Erstens wird es den Polen durch diese Geste deutlich schwerer gemacht, im bislang gewohnten Stil weiterhin gegen das auch von Frau Merkel unterstützte „Zentrum gegen Vertreibungen" in Berlin zu wettern, und zweitens gehören zu den Regionen Polens, die von diesen 100 Millionen Euro profitieren sollen, auch Teile des südlichen Ostpreußens, wo Zigtausende heimatverbliebener Landsleute leben. Beide Aspekte werden in Zukunft aufmerksam zu beobachten und, wenn nötig, energisch anzumahnen sein.

Im übrigen sei das Lob, das die Kanzlerin sich durch ihr kluges Auftreten in Brüssel verdient hat, nicht geschmälert durch den Hinweis, daß sich an der äußerst kritikwürdigen Rolle der EU als Umverteilungsmaschinerie zu Lasten Deutschlands leider nichts geändert hat. Doch seien wir geduldig und hoffnungsfroh: Sie ist ja erst einen Monat im Amt. *H.J.M.*

Hans-Jürgen Mahlitz:

Gottes »Wiedergeburt«

Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Nicht mehr so, wie Moses sie einst beschrieb, als er das im Glauben schwankende Volk daran erinnerte, wie Gott der Herr es einst aus Not und Unterdrückung ins Gelobte Land geführt hatte: „mit mächtiger Hand und ausgerecktem Arm" (5. Moses 7,19). Heute, im Zeitalter der „ruhigen Hand", fallen auch die Zeichen und Wunder etwas bescheidener aus; man muß schon sehr genau hinschauen, um sie zu erkennen.

Zu den in der veröffentlichten Meinung nahezu unbeachteten Zeichen, über die man sich durchaus wundern darf, zählt dieses: Als am 22. November das neue Bundeskabinett vereidigt wurde, sprachen alle Regierungsmitglieder die religiöse Formel – mit einer Ausnahme: Bundesjustizministerin Brigitte Zypries glaubt nach wie vor, Recht und Gesetz auch ohne die Hilfe Gottes bewahren zu können.

Bei den letzten beiden Regierungsbildungen war das noch völlig anders gewesen: Rot-Grün hatte sich 1998 und 2002 mehrheitlich dem Segen Gottes verweigert. Schröder, Fischer & Co. maßten sich an, aus eigener Kraft die Probleme dieses Landes lösen zu können; was sie dann politisch zustande brachten, ließ in der Tat den Schluß zu, da könne Gott nun wirklich nicht mitgeholfen haben.

Viele der gesellschaftsverändernden Projekte – eingebracht von den nunmehr mitregierenden 68ern – waren (und sind es immer noch) geprägt von der systematischen Zerstörung traditioneller Werte. Und diese Werte sind nun einmal vorrangig bestimmt von 2000 Jahren Christentum. Dies ist die Basis unseres gesamten öffentlichen und privaten Lebens.

Die Strukturen des menschlichen Zusammenlebens, die auf dieser Basis gewachsen sind, haben sich weitestgehend bewährt. Sicher gab es auch Negatives in diesen zwei Jahrtausenden, Gewalt und Kriege im Zeichen des Kreuzes, Unterdrückung und Entwürdigung von Menschen im Namen Gottes. Es gab – keineswegs nur in der auf zwölf Jahre verkürzten Geschichte unseres Volkes – finstere Mächte, die sich des christlichen Glaubens bedienten, um ihre absolut unchristlichen Ziele zu erreichen.

Aber ist das eine Rechtfertigung dafür, gleich das ganze Fundament zu demontieren? Wird etwas Gutes automatisch schlecht, nur weil es zu bösen Zwecken mißbraucht wird?

Nein, trotz mancherlei Kritikwürdigem kann die Christenheit (und damit auch unser Volk) stolz darauf sein, was sie – mit Gottes Hilfe – erreicht hat. Machen wir doch endlich Schluß damit, uns von gottlosen Ideologen einreden zu lassen, auf dieses ganze religiöse „Gedöns" könne man verzichten! Wohin das führt, sehen wir doch immer deulicher: zu einer geistig und moralisch verarmten, immer rücksichtsloseren, kälteren und materialistischen Gesellschaft.

Es wird Sie, liebe Leser, kaum überraschen, wenn an dieser Stelle auch die legendären „preußischen Tugenden" erwähnt werden. Sie sind allein deshalb von so vorbildhafter Leuchtkraft, weil sie in ihrem Kern aus christlichem Denken und Fühlen erwachsen sind. Daran zu erinnern ist das Fest der Geburt Christi genau das richtige Datum.

Die meisten jener Politiker, die bei ihrem Amtsantritt Gott in Pension schicken wollten, wurden nun selber vom Wähler in die Wüste geschickt. Man darf – nicht nur als zu vereidigender Bundesminister – wieder öffentlich bekennen: „So wahr mir Gott helfe!" Das ist ein kleines, aber ermutigendes Zeichen. Ein Zeichen, das hoffen läßt – vielleicht gar auf das Wunder einer göttlichen „Wiedergeburt"...

Folterverbot – ohne Wenn und Aber!

Anmerkungen zu Innenminister Schäubles Relativierung der Menschenrechte

Die Würde des Menschen, so besagt der erste, allen anderen voranstehende Artikel unseres Grundgesetzes, „ist unantastbar". Wie das vor dem Hintergrund der aktuellen Diskussion um amerikanische Foltergefängnisse konkret zu verstehen ist, läßt sich in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen nachlesen: „Niemand darf der Folter oder grausamer, unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung unterworfen werden." Und auch in Artikel 104 Grundgesetz heißt es klar und unmißverständlich: „Festgehaltene Personen dürfen weder seelisch noch körperlich mißhandelt werden."

Das klingt anders als die jüngsten Äußerungen des für den Schutz der Verfassung in besonderem Maße zuständigen Bundesinnenministers zu diesem heiklen Thema. Wolfgang Schäuble meint, in bestimmten Fällen sollten die Geheimdienste nicht ganz so genau hingucken, woher die von ihnen zur Gefahrenabwehr verwerteten Informationen eigentlich stammen – etwa vom US-Lager Guantanamo. Der Hinweis, dort gebe es allenfalls den Verdacht, jedoch keinen gerichtsfesten Beweis für körperliche Folter, ist schon reichlich billig; daß dort Gefangene nicht nur in Einzelfällen „erniedrigender Behandlung unterworfen" werden, ist unbestreitbar.

Wenn Schäuble das absolute Folterverbot relativiert, sagt er sich – als Repräsentant einer Partei, die sich christlich nennt und als wertkonservativ versteht – von einer Tradition los, auf die wir Deutschen vor aller Welt stolz sein können: Schon 1754 hatte Preußens Friedrich der Große die Folter abgeschafft, ohne Wenn und Aber. Die bis heute weltweit anerkannte rechtsphilosophische Basis für diesen mutigen Schritt des Alten Fritz hatte Christian Thomasius mit seinen Anti-Folter-Schriften 1701 und 1705 geschaffen.

Daß heute der Verfassungsminister die Dinge offenbar nicht so eng sieht, dürfte zumindest einen Personenkreis in Deutschland nicht überraschen: die Opfer der sogenannten Bodenreform in der SBZ 1945 / 49, die es, neben Altkanzler Kohl, vor allem Schäuble zu „verdanken" haben, daß sie nach der Wiedervereinigung nicht einmal entschädigt wurden. Ein Vorgang, den Kritiker als „Staatshehlerei" und Verfassungsbruch bezeichnen. *MS*

Kirche bei Ebay

Weniger Einnahmen, mehr Aufmerksamkeit

Massive Einnahmensausfälle durch Arbeitslosigkeit und Kirchenaustritte haben dazu geführt, daß sich die Kirchen – vor allem die protestantischen – von einem Teil ihrer Gotteshäuser trennen müssen. Vereinzelt werden sogar schon über den Internet-Versteigerer Ebay evangelische Sakralbauten angeboten, in Bielefeld wurde kürzlich eine Kirche zum Restaurant umgewidmet. Die katholische Kirche tendiert eher dazu, nicht mehr benötigte Gotteshäuser abzureißen, statt sie zu kommerziellen Zwecken zu veräußern.

Doch trotz dieser Entwicklung deutet vieles auf eine Rückbesinnung auf das Religiöse hin. So haben sich erstmals seit 1994 nahezu alle Mitglieder der Bundesregierung bei ihrer Vereidigung der religiösen Formel „So wahr mir Gott helfe" bedient. Auch finden religiöse Themen und Bekenntnisse zum christlichen Glauben in den Medien wieder mehr Beachtung – und zwar nicht nur, wenn ein deutscher Kardinal zum Papst gewählt wird. *EB*

(Lesen Sie dazu den Leitartikel auf dieser Seite sowie Beiträge auf den Seiten 2 und 5)

DIESE WOCHE

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Dieser Ausgabe liegt der Tafelkalender bei

Die Schulden-Uhr:

Keine Geschenke

Die Bunderegierung ist so pleite, daß für die Minister dieses Jahr selbst zur Geschenkezeit keine Wünsche für ihre Ressorts mehr erfüllt werden können. Das erklärte Bundesfinanzminister Peer Steinbrück – freilich geschickt verpackt: „Vor Weihnachten darf man Wunschzettel ausfüllen, aber nach Weihnachten muß anderes beschlossen werden.“ Konkret meinte er Familienministerin Ursula von der Leyen. Sie wollte Kinderbetreuung steuerlich besser absetzbar machen. Statt Prioritätensetzung, beispielsweise bei der Familie, heißt das neue alte Motto: Der Rasenmähermann kommt.

1.466.438.264.894 €

(eine Billion vierhundertsechsundsechzig Milliarden vierhundertachtunddreißig Millionen zweihundertvierundsechzigtausend und achthundertvierundneunzig)

Vorwoche: 1.465.390.287.586 €
Verschuldung pro Kopf: 17.767 €
Vorwoche: 17.754 €

(Stand: Dienstag, 20. Dezember 2005, 14.00 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Rückkehr der Verantwortung

Experten sehen die Familien, Religiosität und Sinnsuche im Aufwind

Von Jürgen Liminski

Eigentlich liegt es auf der Hand, aber ein Professor muß es sagen. Nun denn, Professor Horst Opaschowski vom Hamburger BAT Freizeit-Forschungsinstitut sieht in den nächsten 20 Jahren eine Rückkehr der Verantwortung, der Sinnsuche und der Religiosität. Der Wunsch wachse, anderen zu helfen. Die neue Verantwortungsgesellschaft sei der „radikalste Wertewandel seit 30 Jahren“. Dabei entdeckten die Menschen langsam die Familie wieder, die auch zum Wohlfahrtsverband werde. Angesichts steigender Kosten für Gesundheit und Rente bleibe die Familie barmherzig und billig.

Opaschowski geht aber noch weiter: Deutschlands führender Zukunftsforscher erkennt bereits jetzt wieder eine gesellschaftliche Aufwertung von Familie und Kindern als Grundbausteinen des Zusammenlebens. Die Mehrheit der Jungen merke, daß die Sorge um die Familie und die eigenen Kinder auf Dauer mehr persönliche Lebenserfüllung gewähre, als immer nur an sich selbst zu denken. Diese „Renaissance der Familie“ sei Teil des großen Zukunftstrends „Sinnsuche“. Seit dem 11. September 2001 verstärke sich die Suche der Menschen nach Sinn, Halt und Heimat. Der Zukunftsforscher erläuterte seine Thesen Anfang Dezember in Stuttgart öffentlich bei der Gesprächsreihe „Prominente hautnah“ der DeuKap-Unternehmensgruppe.

Globalisierung, Kinderlosigkeit, Überalterung und neue Medien führten nicht länger zu einer egozentrischen Isolation des einzelnen, sondern zu einer Rückkehr des Religiösen, so Opaschowski weiter. Er untermauerte seine Thesen mit Daten aus der Meinungsforschung. Die zunehmende Sinnsuche zeige sich auch in einem Bereich, der per se nicht meßbar ist: „Die Religiosität kehrt als Lebensgefühl wieder in den Alltag zurück.“

Logisch und wenig überraschend ist die Besinnung auf transzendente Werte. Eine älter werdende Gesellschaft verhält sich wie älter werdende Menschen: Man denkt öfter an den Tod und darüber hinaus. Überraschend allerdings ist die These von der Rückkehr des Religiösen in den Alltag. Das bedarf noch mancher Belege, wenn man auf die Politik und ihre führenden Gestalten blickt. Es reicht nicht, daß fast alle Minister bei der Ablegung des Amtseids sich auf Gott beriefen. Zuviel Werte-Porzellan ist in den letzten Jahren zerschmettert worden, angefangen bei der Hofierung der Schwulen-Lobby und der Abwertung von Ehe und Familie bis hin zu der Forderung selbst aus Unionskreisen nach Forschungsklonen und aktiver Sterbehilfe. Hier wird sich zeigen, wie stark die religiöse Bindung in den Alltag hineinreicht, oder ob auch hier das materialistisch-ökonomische Denken den Vorrang vor jeder ethischen Überlegung eingeräumt bekommt.



Kinder beim Krippenspiel: Zumindest zu Weihnachten sind die Kirchen gut besucht. Foto: KNA

Auch im Alltag der einfachen Leute mangelt es noch an Belegen für die Rückkehr des Religiösen. Für solch eine Rückkehr wäre das Lesen der Bibel sicher ein Maßstab. Allensbach hat aber festgestellt, daß nur noch vier Prozent der Bundesbürger häufig, neun Prozent hin und wieder und gerade mal 25 Prozent wenigstens selten im Buch der Bücher lesen. Nur noch etwas mehr als die Hälfte der unter 30jährigen weiß, was das „letzte Abendmahl“ ist, weniger als die Hälfte kann mit dem Turmbau zu Babel etwas anfangen.

Diese Zahlen entsprechen in etwa denen der Kirchenbesucher; viereinhalb Millionen Deutsche gehen mehr oder weniger regelmäßig zum Gottesdienst, an Weihnachten und Ostern natürlich erheblich mehr. Zwar ist die Zahl der Kirchenaustritte rückläufig und die Zahl der Wiedereintritte steigend, aber im Saldo verlieren die Kirchen immer noch jedes Jahr an die hunderttausend Mitglieder, die meisten übrigens wegen der Kirchensteuer.

Dennoch war gerade das vergangene Jahr ein religiöser Höhepunkt, vor allem für Deutschland. Das Sterben von Johannes Paul II. und die Wahl von Benedikt XVI. gerieten de facto zu einer dreiwöchigen Katechese für die ganze Welt. Der Weltjugendtag im August war ebenfalls ein Weltereignis, zu dem 10 000 Journalisten nach Köln gereist waren. Christen waren in den Talkshows nicht mehr so verpönt. Man könnte fast von einer Wiederkehr des Christlichen sprechen. Die Sehnsucht ist da, und die Industrie der Sehnsüchte – Film und Fernsehen, insbesondere Hollywood – hat den Trend entdeckt. Man kokettiert mit christlichen Zielgruppen. Es mehren sich die Filme mit christlichen Motiven, sei es „Narnia“, sei es „Der Exorzismus der Emily Rose“ oder die „Passion“ und andere Streifen. Auch in der Musik erlebt das Christliche einen Aufschwung. Xavier Naidoo ist der beste Soulsänger Deutschlands – und der gläubigste.

Diesen Befund macht auch der eher dem Lager der SPD-Freundlichen, der Säkularisierten und Skeptiker zuzurechnende Göttinger Politologe Franz Walter in einem Beitrag für die der Aufklärung verpflichtete Zeitschrift „Universitas“ aus. Unter dem Titel „Renaissance der Religion“ warnt er allerdings auch: „Die Bundesgenossenschaft mit den Medien ist für die Kirchen nicht ungefährlich. Politiker haben es häufig leidvoll erfahren. Die Medien vermögen schnell zu popularisieren, aber ebenso rasch verschleißen sie dann, entwerten und entsorgen sie erbarmungslos die Stars von gestern.“ In der Tat, wer darauf setzt, verkennt die Mechanismen und Eigengesetze der Medien. Wer dagegen das Hoch oder wenigstens den Hauch des Religiösen dauerhaft in den Medien verankern will, der wird auf eigene Medienmittel nicht verzichten können (schon zur Bestätigung und Selbstvergewisserung der Gläubigen) und der wird auch darüber nachdenken müssen, wie christliche Ideen über Sterben, Tod und Lebensformen wirksamer als heute in den Kreislauf der Mediengesellschaft eingebracht werden können.

Diese Gesellschaft braucht dringend solche geistigen Bluttransfusionen. Die Renaissance des Religiösen macht es deutlich. Das räumen selbst kirchenferne Wissenschaftler ein, und auch der Papst erinnert unablässig an die Folgen, die gottlose Gesetze für die Gesellschaft haben. Anfang Dezember erinnerte Benedikt XVI. zum Beispiel in einer Ansprache an die Teilnehmer einer internationalen Konferenz über Leben und Familie an „das gegenwärtige Phänomen der Säkularisierung“. Sie sei dafür verantwortlich, daß „Identität und Aufgabe der Institution Familie“ in der Öffentlichkeit nicht mehr klar verstanden würden. In jüngster Vergangenheit seien sogar „unrechte Gesetze“ verabschiedet worden, da man sich der grundlegenden Bedeutung der Ehe vielfach nicht mehr bewußt sei. Kinder, sagte der Papst, wie wenn er es zur kinderentwöhnten Welt der Europäer sagen wollte, „Kinder sind wirklich der größte Schatz und das wertvollste Gut der Familie. Deshalb muß man allen Menschen helfen, sich über das Übel bewußt zu werden, das dem Verbrechen der Abtreibung innewohnt. Indem sie das menschliche Leben in seinen Anfängen zerstört, ist Abtreibung zugleich ein Angriff gegen die ganze Gesellschaft.“

Die Kirche erinnere Politiker und Gesetzgeber als die Diener des Gemeinwohls an ihre Aufgabe, „das fundamentale Recht auf Leben zu verteidigen, das eine Frucht der Liebe Gottes ist“, fügte der Heilige Vater hinzu. Wenn diese Aufgabe in Vergessenheit gerate, dann werde „die Zerstörung des Embryos oder seine willkürliche Verwendung im Interesse des Fortschritts der Wissenschaften“ voranschreiten. Ohne entsprechende ethische Richtlinien entstehe dadurch eine „Bedrohung für den Menschen selbst, der dann zu einem bloßen Objekt oder Instrument verkommt“. Sollte es tatsächlich soweit kommen, „wird die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschüttert werden“.

Frage nach den »letzten Dingen«

Die FDP setzt sich, jetzt ganz offen in Niedersachsen, für das umstrittene Unternehmen Dignitas ein. Begleiteter Freitod? Aktive Sterbehilfe? Ärztlich assistierter Suizid? Die Schweizer Tötungsfirma Dignitas versteht es wunderbar, ihr Tun mit politisch korrekten Vokabeln zu verpacken, so daß jedenfalls große Verwirrung entsteht.

Dieses begriffliche Durcheinander – mancher erinnert sich aus der Schule vielleicht noch daran, daß das Wort diabolos „Durcheinanderwerfer“ bedeutet – weckt Bilder aus der Vergangenheit. Ging es bei der Liberalisierung der Abtreibung nicht auch um mehr Selbstbestimmung für Frauen, um mehr Befreiung, um Vermeidung von Leid, kurz um mehr Humanitas?

Das Ergebnis waren Millionen toter Kinder, ein fortgesetzter stummer Schrei über rechtswidrige, aber straffreie Taten, die diese Gesellschaft lemmingehaft in den Abgrund der kollektiven Selbsttötung führen. Denn was bedeutet mittlerweile das demographische Defizit anderes als ein Sterben der Deutschen auf Raten?

Das kann einem Schweizer und der FDP vielleicht egal sein. Man denkt heute ja global. Aber die „Restchristen“ in der CDU sollte diese geschäftstüchtige Verwirrung der Begriffe nicht gleichgültig lassen. Sie führt in die gepflegte Barbarei.

Kirchen sollten sich mehr zum Thema Sterbehilfe melden

Worauf gründet die Würde des Menschen? Was bedeutet Personhaftigkeit? Was ist der Sinn des Leidens? Zu solchen Fragen haben Christen eine andere Antwort als die Spritze oder die Todespille. Dazu sollten sich auch die Kirchen stärker einlassen, immer und immer wieder. Schließlich geht es nicht nur um Leiden, Sterben, Leben oder Tod, sondern um das Leben nach dem Tod.

Dazu ist den Liberalen in Niedersachsen und sonstwo noch nichts eingefallen. Man würde zum Beispiel gerne wissen, wie der CDU-Vorsitzende in Niedersachsen darüber denkt.

Natürlich haben wir es hier mit einem Problem größeren Ausmaßes zu tun. Die vor allem ab 2010 rasant zunehmende Alterung der Gesellschaft wird die Frage nach der Pflege und den „letzten Dingen“, wie Romano Guardini die Lebensphase vor der Begegnung mit dem Schöpfer gern bezeichnete, mit dramatischer Wucht stellen. Deshalb kommt diese Gesellschaft und kommen die C-Politiker an der Klärung dieser Fragen nicht vorbei.

Entweder die Gesellschaft bleibt christlich und human, oder sie überläßt sich resigniert den distinguierten Anwälten einer Kultur des Todes, jenen Blendern, die mit Begriffen aus der Hausapotheke des christlichen Denkens die verwirrten Gemüter beruhigend in eine Welt der Unmenschlichkeit führen, die man aus Zukunftsromanen wie „Schöne neue Welt“ schon kennt.

Die FDP hat bei diesen Lebensfragen ihre Krämerseele längst an die Mephistos der Forschung und Sparkommissare aus dem Gesundheitswesen verkauft. Auf sie sollte man nicht weiter setzen, wenn es um Menschenwürde geht. *lim*

Immer weniger kluge Köpfe

Deutschland fällt im internationalen Vergleich auf mehreren Ebenen weiter zurück

Wissen ist Macht! Besonders in Zeiten der Globalisierung können nur die Länder bestehen, in denen die Bevölkerung gut ausgebildet ist. Daß in Deutschland in diesem Bereich nicht alles zum Besten steht haben die verschiedenen Pisa-Studien belegt, in denen deutsche Schüler erschreckend schlecht abschnitten.

Doch es gibt noch weiteren Grund zur Sorge: Die bereits vorhandenen klugen Köpfe werden auch noch weniger. Im vergangenen Jahr wanderten zwar 780 000 Menschen nach Deutschland ein und nur 698 000 aus, jedoch waren jene, die gingen, um ein vielfaches besser ausgebildet als jene, die in das Land kamen. Daß diese Bilanz so schlecht ausfällt, liegt vor allem daran, daß 100 000 Einwanderer aus Nicht-EU-Ländern kamen, in denen die Menschen immer noch erheblich schlechtere Ausbildungsmöglichkeiten haben.

Aber auch wenn man sich den Bildungsgrad der ein- und ausgewanderten Deutschen näher anschaut, so ist das Ergebnis ähnlich.

Grund für dieses Phänomen ist die Tatsache, daß deutschstämmige Zuwanderer aus Rußland und Kasachstan mit geringer Schulbildung und mangelhaften Deutschkenntnissen in der Statistik als Deutsche geführt werden.

Eine weitere Negativmeldung verkündet, daß die Bundesrepublik Deutschland von einer Akademikerschwemme weit entfernt ist. Zwar erhöhte sich der Anteil der Bundesbürger mit Hochschulabschluß zwischen 25 und 34 Jahren seit 1991 von 20 auf 22 Prozent, im internationalen Vergleich ist dies jedoch eine sehr magere Ausbeute. Im selben Zeitraum stieg nämlich die Akademikerquote in Kanada von 33 Prozent auf 53 Prozent. In Finnland und Norwegen können 40 Prozent der Einwohner dieser Altersklasse ein abgeschlossenes Studium vorweisen.

Während Deutschland 1991 noch unter den besten zehn Industrienationen vertreten war, ist es jetzt auf Platz zwölf abgestürzt.

Addiert man all jene Informationen zusammen, offenbart sich dringender Handlungsbedarf, um Deutschlands Wettbewerbsfähigkeit zu sichern. *Bel*

Politik und Bürger schauen weg

Berlins Busfahrer werden immer häufiger Ziel gewalttätiger Übergriffe – Opfer fühlen sich alleingelassen



Berlins Bahnen und Busse entwickeln sich zunehmend zum neuen Brennpunkt der Kriminalität

Foto: Keystone

Von ANNEGRET KÜHNEL

Die Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) schlagen Alarm: Von Januar bis November 2005, informierte die BVG-Leitung auf einer Pressekonferenz, hat sie 187 Angriffe auf ihr Personal, vor allem Busfahrer, registriert, gegenüber 178 im gesamten Vorjahr. Die Verkehrsbetriebe gehen von einer hohen Dunkelziffer aus, denn die vergleichsweise harmlosen Vorfälle – verbale Angriffe, Beleidigungen oder Spuckattacken – werden von den Mitarbeitern erst gar nicht gemeldet.

Berlin liegt damit bei der Gewalt gegen Angestellte des kommunalen Nahverkehrs deutschlandweit an der Spitze. Die Statistik der Verkehrsbetriebe bestätigt den Eindruck, welchen die Leser von Lokalzeitungen, die mehrmals in der Woche Kurzmeldungen über Pöbeleien gegen das Personal der öffentlichen Verkehrsmittel drucken, schon lange gewonnen haben.

Die Anlässe für die Gewaltausbrüche sind vielfältig. Seit 2004 dürfen die Fahrgäste zum Einstieg in den Bus nur noch die Vordertür benutzen und müssen dem Fahrer einen gültigen Fahrausweis vorzeigen beziehungsweise erwerben. Schwarzfahrer aus Gewohnheit fühlen sich dadurch „provoziert“ und schlagen schnell zu. Andere Fahrgäste verlangen beim Stop an Kreuzungen oder Ampeln, die Türen für den Ein- und Ausstieg zu öffnen, was aus Sicherheitsgründen streng verboten ist. Weigert der Fahrer sich, kann es ebenfalls Schläge setzen. In einem Fall ist es vorgekommen, daß Fahrgäste denen der Zutritt verweigert worden war, den Bus bis zur nächsten Haltestelle verfolgten, dort den Fahrer aus dem Fahrzeug zerrten und krankenhausreif schlugen.

Bei einem Fünftel der Fälle ist überhaupt kein Anlaß ersichtlich. „Ein Mann steigt in einen Bus, bricht der Fahrerin mit der Faust das Nasenbein, steigt wieder aus und geht weiter.“ So die Schilderung eines Mitarbeiters.

Die BVG-Angestellten sind frustriert, weil weder Politik noch Medien noch die Fahrgäste sonderlich empört zu sein scheinen. Sie erwarten gar nicht, daß die Fahrgäste körperlich eingreifen, aber über ihr Mobiltelefon unauffällig einen Hilferuf an die Polizei richten, das könnten sie schon, meinen die Fahrer. Der Grund für die Gleichgültigkeit liegt freilich auf der Hand. Die Täter rekrutieren sich ganz überwiegend aus der Bevölkerungsgruppe, die im offiziösen Sprachgebrauch von „Ausländern“ zu „ausländischen Mitbürgern“ inzwischen zu „Mitbürgern mit Migrationshintergrund“ mutiert ist. Vor allem handelt es sich um junge Männer aus dem türkisch-arabischen Raum. Das läßt sich auch für den gewöhnlichen Zeitungsleser indirekt daraus schließen, daß die Presse Personenbeschreibungen oder – bei überführten Tätern – die Nennung des Vornamens zumeist unterläßt bzw. nur in den Fällen anführt, wo sie auf einen deutschen oder mitteleuropäischen Hintergrund verweisen. Aber das kommt eher selten vor. Aus der Gewalt junger Orientalen aber lassen sich keine politisch-korrekten Kampagnen basteln.

Die Justiz reagiert in der Regel lasch – die zwei Türken, die den Busfahrer auf offener Straße zusammenschlugen, kamen mit läppischen Bewährungsstrafen davon –, und potentielle Zeugen fürchten sich davor, selber ins Visier der Gewalttäter zu geraten und von den Behörden alleingelassen zu werden.

Die Gewalt trifft nicht nur das Personal, sondern auch Fahrgäste. Auf einer innerstädtischen Linie wurde in einem vollbesetzten Bus ein Schwulenpaar malträtiert, das sich gegen die Beleidigung aus einer arabisch-türkischen Jugendclique mit dem Spruch „Lieber schwul als doof!“ zur Wehr gesetzt hatte. Eines der Opfer trug eine gebrochene Rippe davon, die in die Lunge eindrang, so daß Lebensgefahr bestand. Es dauerte zwei Wochen, ehe der Fall überhaupt an die Öffentlichkeit drang. Gerade wurde ein 25jähriger am frühen Abend in der U-Bahn von drei arabischen Jugendlichen verprügelt, weil er sie aufgefordert hatte, sich ruhig zu verhalten. Auf einem U-Bahnhof in Wedding wurden zwei junge Frauen von einem 14jährigen und seinem 17jährigen Kumpanen verprügelt, weil sie sich ihre Belästigungen verbeten hatten. In diesem Fall konnten die Täter dank aufmerksamer Zeugen von der Polizei schnell gefaßt werden. Es stellte sich heraus, daß der 14jährige Khodor Z. aus einer kurdisch-libanesischen Großfamilie stammt und bereits als Intensivtäter bekannt war. Zuletzt hatte er einer 79jährigen Rentnerin die Einkaufstasche entrissen und das Geld gestohlen. Die Staatsanwaltschaft erließ trotzdem keinen Haftbefehl, da sie keine Voraussetzung für eine Jugendstrafe erkennen konnte.

Es ist eine brisante Mischung aus sozialer Verwahrlosung und politisch motivierten Unterlassungen. Die Busfahrer, sagte ein BVG-Vertreter, fühlten sich als „Prellbock der Gesellschaft. Hält der Trend an, haben wir vielleicht in der nächsten Zeit Verhältnisse wie in Frankreich, wo Busse angezündet wurden.“ Auch solche, die voller Fahrgäste waren, muß ergänzt werden. Eine behinderte Frau entging hier nur knapp dem Flammentod.

Vorbilder?

Von HARALD FOURIER

Es war hinterher nicht nur Stadtgespräch. Selbst schwedische Zeitungen berichteten im vergangenen Sommer über die Party der Popband „2Raumwohnung“ in den Räumen der Bertelsmann-Stiftung. In der Hauptstadtrepräsentanz hatten sich seinerzeit rund 500 Personen zu einer Plattenvorstellung eingefunden.

Danach ging es feucht und fröhlich weiter. Bis in die Morgenstunden wurde ausgelassen gefeiert. „Schon am frühen Abend“, hieß es in dem Schadensprotokoll, das auszugsweise vom „Spiegel“ veröffentlicht wurde, hätten Gäste „Marihuana konsumiert“. Abends drehten die Künstler und Partygänger richtig auf: Auf den Toiletten wurde gekokst, gegen Wände uriniert. Es waren „eindeutige Spuren des sexuellen Aktes zu sehen“. Sex, Drugs & Rock’n Roll in den heiligen Hallen des weltweit bekanntesten deutschen Medienkonzerns.

Drogenkonsum gibt es natürlich auch anderswo im Land. Aber Berlin nimmt eine Vorreiterrolle ein. Der in dieser Woche vorgestellte Senats-Drogenbericht hat das abermals unterstrichen. Immer früher fangen Kinder mit dem Rauschgift an.

So raucht jeder vierte Schüler schon mit elf die erste Zigarette. Im Durchschnitt wird ab dreizehneinhalb gequalmt. Wenig später greifen die Pennäler auch zur Flasche. Ein Drittel der befragten Schüler der neunten und zehnten Klassen gab offen zu: „Ja, ich hatte in den letzten 30 Tagen mindestens einen Alkohol-Rausch.“

Dann kommen „Koks“ und Co.: 4,3 Prozent der Jungen (9. / 10. Klasse) antworteten auf die Frage nach den letzten 30 Tagen, sie hätten illegale Drogen (außer Marihuana) zu sich genommen. Von den Mädchen tun sich das nur 1,6 Prozent an. Das Lieblingsrauschmittel bleibt – laut Drogenbericht – jedoch Cannabis. 20,8 Prozent der Jungen und 14,8 Prozent der Mädchen griffen in den letzten vier Wochen zur „Tüte“. Im Alter von 15 Jahren hat jeder Dritte schon einmal Cannabis konsumiert.

Nun ist jemand, der Drogen nimmt, nicht automatisch ein schlechter Mensch. Schließlich hat jeder das Recht, mit seinem Körper zu tun, was er will. Falsch ist es trotzdem. Und was besonders ärgerlich ist, ist die Tatsache, daß prominente Drogenkonsumenten den Mißbrauch regelrecht zelebrieren.

Gerade in der TV-Branche kokettieren viele (mehr oder weniger) Prominente mit ihrem Drogenkonsum (Kate Moss ließ sich sogar dabei filmen!). Das ist Ausdruck schlechten Stils, wenn man gleichzeitig im Rampenlicht steht, eine Vorbildfunktion ausfüllt. Das muß sich auch die Bertelsmann-Stiftung hinter die Ohren schreiben, schließlich heißt es in ihrer Selbstdarstellung: „Verantwortung für die Gesellschaft zu übernehmen, ist ... ein Thema, das jeden Einzelnen angeht.“

Skandalöse Kampagne gegen Kinderprojekt

Politiker von PDS und FDP profilieren sich auf Kosten eines sozial engagierten Pfarrers: »Durch die Mägen missioniert«

Von PETER STRÖMING

Berlin-Hellersdorf liegt weit im Osten der Stadt. Zahllose Plattenbauten waren hier zu DDR-Zeiten aus dem Boden gestampft worden. Die Wohnungen waren verhältnismäßig komfortabel und begehrt. Arbeiter, Lehrer, Ärzte und Angestellte im Staatsapparat lebten hier Tür an Tür. Inzwischen sind viele der Höherqualifizierten weggezogen. Zwar haben das Land Berlin und die zuständige Wohnungsbaugesellschaft versucht, durch Modernisierungen, Umbauten, billige Mieten und andere Anreize die soziale Entmischung und den damit verbundenen Abstieg des Bezirks aufzuhalten, doch namhafte Stadtsoziologen glauben nicht mehr daran, daß das gelingen kann. Es bleiben die zurück, die sozial schwach sind. „Sozial schwach“ heißt nicht einfach, kein Geld zu haben, sondern auch die Unfähigkeit, die Mittel, über die man verfügt, vernünftig zu verwenden. Im Zweifelsfall ist das neue Computerspiel wichtiger als eine ausgewogene Ernährung. Am meisten leiden darunter die Kinder.

Für sie gibt es in Hellersdorf die „Arche“, eine Einrichtung, halb Kindertreff, halb Schulspeisung, die in einer leerstehenden Schule untergebracht ist. 400 Jungen und Mädchen kehren hier regelmäßig ein. Chef und Organisator ist Pfarrer Bernd Siggelkow, ein gebürtiger Hamburger. Der Bezirk steuert einen Zuschuß von 36 000 Euro bei, davon wird die Pfarrstelle finanziert. Im übrigen wird die „Arche“ durch Spenden getragen.

In der Bezirksverordnetenversammlung hatte nun eine bemerkenswerte Koalition aus PDS und FDP beschlossen, den Zuschuß um die Hälfte zu kürzen. PDS-Vertreter Martin Uther, ein 30jähriger Erzieher, warf „Arche“ vor, die Kinder „durch den Magen zu missionieren“, weil, wie in einer kirchlichen Einrichtung üblich, zu Beginn der Malzeit ein Tischgebet gesprochen wird. Die Teilnahme ist aber freiwillig. Außerdem warf der PDS-Mann dem sechsfachen Vater Bernd Siggelkow vor, nicht genug körperliche Distanz zu den Kindern zu halten. Damit lag der Vorwurf des sexuellen Mißbrauchs in der Luft, der geeignet ist, den Spendenfluß umgehend zum Versiegen zu bringen. Siggelkow hat umgehend eine Unterlassungs- und Verleumdungsklage gegen den PDS-Politiker eingereicht.

Für die FDP waren, offiziell zumindest, finanzpolitische Argumente maßgeblich. Ihr Fraktionsvorsitzender Sebastian Czaja versteig sich gar zu der Behauptung, „Arches“ Werben um Spendengelder schädige den Ruf von Hellersdorf. Er sprach vom „Rufmord am Bezirk“. Beobachter vermuten indes, daß es dem 21jährigen Nachwuchspolitiker in Wahrheit bloß um Effekthascherei zur Hebung seines Bekanntheitsgrades und die Beförderung seiner Karriere geht. Zu diesem Zweck hatte Czaja zuvor schon alles Mögliche unternommen: Zuerst produzierte er Schlagzeilen durch die Liaison mit einer „Miss Ostdeutschland“, die sich als Nacktmodell versuchte.

Die Überschriften in einer Boulevardzeitung waren von der Sorte: „Darf sich eine Politikerfreundin nackt zeigen?“ Da die Zeitung die Monitore in den U-Bahnen angemietet hat, waren auch Unbeteiligte ihrer Berichterstattung ausgeliefert. Schließlich hieß es: „Politiker verstößt sein Nacktmodell“. Zu dieser Zeit war Czaja noch CDU-Mitglied. Da sein Affärchen ihm dort keinen Karriereschub bescherte, inszenierte er einen öffentlichen Zwist mit seinem neun Jahre älteren Bruder Mario, der für die CDU im Landesparlament, dem Abgeordnetenhaus sitzt. „Nach sehr langer, reiflicher Überlegung“ trat Sebastian zur FDP über, die dadurch in der Bezirksversammlung Hellersdorf Fraktionsstatus erlangte. In seiner Erklärung bescheinigte er sich selber „Rückgrat, sowie Treue zu den eigenen Überzeugungen“ und schloß mit dem Lutherwort: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders.“

Bezirksbürgermeister Uwe Klett von der PDS hat unterdessen kalte Füße bekommen angesichts der schrillen Kampagne seines Genossen Uther. Klett gilt als Pragmatiker. Er weiß, daß die selbstlose Arbeit von „Arche“ unbezahlbar ist. Wenn das Projekt Schaden nimmt, könnte dafür mit einem Anstieg der Kinder- und Jugendkriminalität zu zahlen sein. So nannte Uwe Klett Uthers Äußerungen nun „unerträglich“ und entschuldigte sich umgehend „bei Pastor Siggelkow für die beschämenden Äußerungen“. Die Hellersdorfer PDS-Fraktion hat ihren peinlichen Finanzbeschluß daraufhin korrigiert.

Nicht so die FDP-Bezirksfraktion, obwohl Berlins FDP-Landesvorsitzender Martin Lindner, der manchen als um Seriosität bemühter, ja einzig ernstzunehmender Oppositionspolitiker im Landesparlament gilt, sich um Schadensbegrenzung bemüht. Er besuchte die „Arche“ sofort, lobte den Kampf gegen Kinderarmut und bot seine Kochkünste an. Es sei nicht das Ziel der FDP gewesen, „die PDS bei ihrem Kampf gegen ein kirchliches Projekt zu unterstützen“. Aber auch er konnte den Bezirkspolitiker Czaja nicht zu einer Änderung seiner Haltung bewegen. Lindner nahm es mit Humor: „Herr Czaja ist gerade erst dem Kindesalter entschlüpft, das hat wohl zu seiner Entscheidung beigetragen.“ Doch leider, solche Leute schicken sich an, die Deutschen zu regieren. Erst im Bezirk, dann in der Stadt und schließlich im Land.


Foto: ddp

Deutsch-japanische Freundschaft: Früher zeichneten sich beide Länder durch verbissenen Leistungswillen und Opfermut aus, heute geht es nur noch ums Vergnügen.

Vom Wirtschaftswunderland zum Privilegienverwalter

Deutschland und Japan – zwei Abstiegsländer ohne Kampfeslust

Von ALBRECHT ROTHACHER

Es war einmal ... Beim Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg vollbrachten Deutschland wie Japan ihre sprichwörtlichen Wirtschaftswunder. Harte und gewissenhafte Arbeitsleistungen, hohe Sparquoten, sozialer Frieden, gründliche Berufsausbildungen machten weltweit wettbewerbsfähige Qualitätsprodukte beider Länder möglich. Nennenswerte Rohstoffe und Energiequellen waren nicht vorhanden. Deshalb nutzten beide ihr hochqualifiziertes Ingenieur- und Facharbeiterpotential vor allem für Exportprodukte eines mittleren Technologieniveaus in der Spezialchemie-, Elektrotechnik-, Pharmaherstellung sowie im Automobil- und Maschinenbau. Die Zusammenarbeit zwischen Staat, Banken und Großindustrie war traditionell vertrauensvoll und eng. Neidvoll sprach das Ausland vom Rheinischen Kapitalismus und der Japan AG, die Exportoffensiven ermöglichten und weniger wettbewerbsfähige Sektoren abschirmten.

Das soll nun alles vorbei sein? Die einstigen Wachtumslichter der Weltwirtschaft haben sich zu Schlußlichtern gewandelt! Die einst als positiver Wirtschaftsfaktor gewertete Staatsnähe, der Bürokratismus und soziale Konsens, die Subventionswirtschaft und ihre Kartelle, die langsamen Entscheidungswege sind alle zu Faktoren des Abstiegs geworden. Ein struktureller Abstieg wird fühlbar, bei dem Deutschland und Japan in der globalisierten Weltwirtschaft mit ihrem rapide beschleunigten Wettbewerb und Strukturwandel in den Spitzentechnologien und Wirtschaftsdienstleistungen sichtbar die Puste ausgeht. Denn was ist die Globalisierungskritik anderes als das Gejammer der überteuerten Verlierer über die Siege anderer? Bekanntlich ist die Weltwirtschaft keine Behindertenolympiade, sondern huldigt unverdrossen dem darwinistischen Prinzip des Überlebens des Stärkeren und des Schnelleren.

Dazu kommt in beiden Ländern das nicht nur aus den Buddenbrooks bekannte Phänomen der dritten Generation. Auf den Opfermut und das Arbeitsethos der Kriegs- und Aufbaugenerationen folgt nun eine selbstverliebte, genußorientierte Erbengeneration in beiden Ländern, deren Bildungs- und Arbeitsmoral kaum wiederzuerkennen ist. Es ist heute kaum noch vorstellbar, aber es gab tatsächlich einmal eine Zeit, als in Deutschland die Städte noch sauber und Züge noch pünktlich waren, und als in Japan noch Brücken und Tunnel gebaut wurden, die tatsächlich gebraucht wurden. Doch dann kam der Abstieg.

Japans Spekulationsblase platzte ab 1992 mit einem Fall der Immobilienwerte um 84 Prozent und der Aktienwerte um 60 Prozent. 11000 Milliarden US-Dollar an Kapitalwerten wurden ausgelöscht. Dies entspricht drei Jahresleistungen der japanischen Volkswirtschaft. Obwohl im darauffolgenden Jahrzehnt in 13 Konjunkturpaketen insgesamt 13000 Milliarden US-Dollar in die Wirtschaft als staatliche Bauprojekte und zur Sanierung fauler Bankschulden gepumpt wurden, blieb das Wachstum ziemlich konstant bei Null. Japans vormals solide Staatsfinanzen wuchsen zu einem unbezahlbaren Schuldenberg, der mit 140 Prozent des Bruttoinlandsproduktes (BIP) italienische Ausmaße gewann.

Es grassiert das aus den »Buddenbrooks« bekannte Phänomen

Wenn man noch die verschleierten Staatsschulden, seine ungedeckten Pensionsverbindlichkeiten, die Schulden der Staatsbetriebe und die Kredite der Postsparkasse für öffentliche Investitionen dazuzählt, erreicht man mit 270 Prozent des BIP das Niveau einer konkursreifen Bananenrepublik ohne Bananen.

Seit dem Antritt von Premier Koizumi im Jahre 2001, der sich offen skeptisch über den Nutzen der vielen schuldenfinanzierten Bauprogramme äußerte, wurden sie auf „nur" noch 200 Milliarden US-Dollar jährlich reduziert. Auch die beschlossene Privatisierung der Postsparkasse soll das größte Schattenbudget für öffentliche Bauprojekte mindern.

In Deutschland waren der Abstieg und der Verlust der internationalen Wettbewerbsfähigkeit ein graduellerer Prozeß. So betrug der Staatsanteil an der Volkswirtschaft anno 1970 zu Beginn der Kanzlerschaft Willy Brandts noch 39 Prozent, wuchs dann dank der von ihm begonnenen kreditfinanzierten Sozialprogramme auf heute über 50 Prozent. Auch der Wiedervereinigungsboom von 1992 bis 1995, mit dem die Bauwirtschaft und der Konsum in Mitteldeutschland angekurbelt wurden, war ausschließlich defizitfinanziert. Öffentliche Aufträge und Steuergeschenke, nicht aber die tatsächliche Nachfrage, trieben die Konjunktur an. Als die staatlichen Subventionen dann verringert werden mußten, brachen die Konjunktur, die örtliche Bauwirtschaft und betroffene Banken wie die Hypo-Vereinsbank, die Dresdner Bank und die Berliner Bankgesellschaft nahezu zusammen. Allerdings verursachte die Bankenkrise in Japan angesichts der wesentlich größeren Verluste dort zehnmal höhere Sanierungskosten.

Während Deutschland und Japan ihr Geld in die jeweils teuersten Sozial- beziehungsweise Bauprogramme der Weltgeschichte steckten und mit den entstandenen Schulden und Bankenkrisen kämpften, verschärfte sich der internationale Wettbewerb durch den Auftritt Chinas in der Industrie und Indiens bei den Dienstleistungen.

Die neuen Wettbewerber und die beschleunigte Globalisierung trafen sowohl Japan wie Deutschland unvorbereitet. Beide besitzen zwar in Schlüsselsektoren Exportindustrien der Weltklasse, wurden nun etliche Sektoren getroffen, die bislang durch eine Vielzahl von protektionistischen Verwaltungsvorschriften vor dem internationalen Wettbewerb geschützt worden waren. In Japan zählen dazu die einheimische Transportwirtschaft, die Versorgungsunternehmen, die Bau- und Landwirtschaft sowie Dienstleistungen aller Art.

Sozialgeschenke und Bauprogramme schufen Schuldenberg

Ihre überhohen Kosten belasten die Exportindustrie ebenso wie das senioritätsorientierte Lohnsystem, dessen Bürden mit der Alterung der japanischen Arbeitskräfte immer stärker werden. Als Ergebnis siedelt die japanische Industrie ihre arbeitsintensiven Exportfertigungen immer mehr in China an. In Japan – wie auch in Deutschland – selbst bleiben eigentlich nur noch die Firmenzentralen und die Endherstellung.

In Deutschland hat der EU-Binnenmarkt dafür gesorgt, daß jene Dualität weniger stark ausgeprägt ist. Aber auch hier gibt es geschützte Sektoren wie die Sparkassen, die öffentlichen Versorgungsbetriebe, die Briefzustellung sowie stark reglementierte Bereiche wie den Wohnungsmarkt, die Bauwirtschaft und die „freien" Berufe, deren im internationalen Vergleich hohe Kosten die Wirtschaft belasten. Noch stärker allerdings wird die deutsche Wettbewerbsfähigkeit von hohen Lohnkosten, den Lohnnebenkosten, Steuern, Energie-, Abfall- und Verwaltungskosten belastet.

In den 80er Jahren wich die deutsche Wirtschaft dem stets steigenden Kostendruck durch Verlagerungen in die westeuropäische Peripherie (Spanien, Portugal, Irland) aus, seit den 90er Jahren hauptsächlich nach Fernost und Osteuropa. Mittlerweile haben sich diesem Exodus auch die überlebenden Mittelständler angeschlossen.

Die Industrie Mitteldeutschlands, die vor dem Krieg in Deutschland am modernsten und zu DDR-Zeiten im Comecon führend war, hatte nach der Wiedervereinigung keine Chance. Die von Kanzler Kohl gegen allen wirtschaftlichen Sachverstand durchgesetzte Währungsparität wertete die Ost-Mark über Nacht um 400 Prozent auf. Keine Volkswirtschaft der Welt konnte eine solche Roßkur überleben, und eine schwer angeschlagene wie die der untergehenden DDR erst recht nicht. Dazu wurde dem „Beitrittsgebiet" das teure und überkomplizierte westliche Verwaltungs- und Rechtssystem übergestülpt und ein zwischen West-Gewerkschaften und West-Arbeitgeberverbänden geschlossenes Tarifrecht, das die Ostlöhne trotz einer Produktivität von 30 Prozent auf 90 Prozent des Westniveaus festsetzte. Das mochte im unproduktiven öffentlichen Dienst angehen, der Industrie aber wurde das Lebenslicht effektiv ausgeblasen. Weder deutsche noch irgendwelche ausländischen Unternehmen siedelten sich nennenswert an. Es entstand eine wettbewerbsunfähige öffentliche Subventionswirtschaft ähnlich dem italienischen Mezzogiorno, in der die aktivsten und am besten ausgebildeten Arbeitskräfte in den Westen oder ins Ausland abwandern.

Als Ergebnis hoher Lohnkosten, wettbewerbsschwacher Sektoren und von Überregulierungen entstand in Deutschland wie in Japan eine strukturelle Arbeitslosigkeit, von der in Japan drei Millionen (4,7 Prozent der Beschäftigten) und in Deutschland fünf Millionen Menschen (10 Prozent) betroffen sind. In beiden Ländern werden die Arbeitslosenzahlen durch Schulungsprogramme, Teilzeit und massenhafte Frühverrentungen nach unten manipuliert. Tatsächlich ist das Problem in beiden Ländern größer.

In Deutschland wird das Problem der Arbeitslosigkeit durch die laxe Immigrationspolitik zusätzlich verschlimmert. Es wurden und werden genau solche Ausländer aus Osteuropa, der Türkei, dem Nahen Osten und Afrika ins Land gelassen, die dank ihrer fehlenden Qualifikation keine Chance auf dem immer anspruchsvoller werdenden Arbeitsmarkt haben und bald der Sozialhilfe anheim fallen. Vom Tellerwäscher zum Millionär kann sich von ihnen ohnehin niemand hocharbeiten, weil wegen der hohen faktischen Mindestlöhne niemand als Tellerwäscher mehr eingestellt wird. Japan hat das Problem massenhafter unqualifizierter und integrationsunwilliger Immigranten wegen seiner strengen Immigrationspolitik erfolgreich vermieden.

Doch wie sehen die politischen Antworten aus? Während Japan die Bauwirtschaft subventierte, blähte Deutschland den Sozialstaat und seinen Verwaltungsapparat auf. Beide Reaktionen können die Strukturkrisen der Wirtschaft nicht lösen, ja sie verschlimmern sie nur noch mehr. Gegen eine echte Kurskorrektur wehren sich die Begünstigten bislang erfolgreich. In Japan ist in den meisten entindustrialisierten Regionen die Bauwirtschaft der größte Arbeitgeber geworden. Ihr Wohlergehen ist für die Mehrheit der Abgeordneten der regierenden Liberaldemokraten entscheidend. Daß die meisten der sündteuren Bauprojekte, wie unbenutzte Regionalflughäfen, leere Industriegelände oder Tunnel und Autobahnen nach nirgendwo, völlig sinnlos sind, ist dabei nachrangig.

In Deutschland sind mittlerweile 42 Prozent der Erwachsenen Begünstigte des Sozialstaats: als Rentner, Pensionäre, Arbeitslose, Umschüler, Studenten, Sozialhilfe- und Wohngeldbezieher. In Mitteldeutschland ist es schon die Mehrheit. Berücksichtigt man noch den Anteil von zwölf Prozent Staatsdienern, deren Produktivität nicht meßbar ist, sowie Berufsstände wie die Landwirtschaft und den Kohlebergbau, deren Subventionierung ihre Wertschöpfung übertrifft, dann finanziert eine ständig weiter schrumpfende Minderheit von 30 bis 40 Prozent Leistungsträgern den gesamten Sozial- und Subventionstransfer. Volksparteien, die eine Wählermehrheit ansprechen wollen, haben mittlerweile die unproduktiven Transferempfänger und die einflußreichen Wohlfahrtsverbände als Profiteure des Systems als Hauptklientel. Der letzte Bundestagswahlkampf und das aktuelle Regierungsprogramm der Steuererhöhungen beweisen dies nur allzu deutlich.

Dringend nötige Strukturreformen des Arbeitsmarktes wie das Ende der Flächentarifverträge, eine Reduzierung der Sozialhilfen (die die weniger Qualifizierten wieder dem Arbeitsmarkt zuführen würde), die Lockerung des Kündigungsschutzes und die Senkung der Lohnnebenkosten finden deshalb nicht statt.

Während die öffentliche Infrastruktur und die Städte verwahrlosen, werden die für ihre Sanierung nötigen Mittel dafür ausgegeben, daß Millionen Arbeitsfähige und potentiell Leistungswillige nichts tun.

Der hohe Anteil staatlicher Mittelumverteilungen hat seine Spuren in der politischen Klasse beider Länder hinterlassen. In Japan engagieren sich Parlamentarier der Regierungsparteien regelmäßig, um bei den Ministerien für interessierte Betriebe und Verbände diverse Genehmigungen, Importschutz, öffentliche Aufträge und Schutz vor Verwaltungskontrollen zu erreichen. Sie tun dies gegen Spenden, um ihre teure Wahlkreisorganisation und ihren aufwendigen Wahlkampf zu finanzieren. In Deutschland bedienen sich die Parteien ungenierter direkt aus der Staatskasse. Doch verbreitet sich auch hierzulande die politische Korruption, nicht nur im sprichwörtlichen Klüngel von Köln und Wuppertal, sondern unter Kohls überlanger Regentschaft auch im Bund.

Konjunkturelle Strohfeuer statt echter Reformen

Mittlerweile dominieren in beiden Ländern in der politischen Klasse eher zungenfertige Fernsehdarsteller. Politische Führung und Weitsicht haben Seltenheitswert bekommen. Viel leichter ist es, die strukturellen Probleme, so sie denn überhaupt verstanden werden, in Abrede zu stellen, konjunkturelle Strohfeuer zu bejubeln und sich mit symbolischen Ersatzhandlungen öffentlich zu profilieren.

In der Abwesenheit echter politischer Führung können sich am Status quo profitierende Kreise – in Japan die Bauwirtschaft und in Deutschland die Sozialstaatsbürokratie – weiter durchsetzen. Deshalb ist es ziemlich wahrscheinlich, daß es der Wirtschaft und den öffentlichen Finanzen in beiden Ländern noch viel schlechter gehen muß und gehen wird, bevor sich die Verhältnisse gründlich bessern können.

Billigarbeiter auf Zeit

Immer mehr Unternehmen beschäftigen qualifizierte Leiharbeiter, doch keiner gibt es gerne zu

Von Rebecca Bellano

Derzeit folgt eine Hiobsbotschaft über Mitarbeiterentlassungen der anderen. Ob AEG, Telekom, Continental, Ford, VW, Beiersdorf, Bosch; die Reihe läßt sich beliebig lang fortsetzen. Und immer sind es – häufig trotz Unternehmensgewinnen – „sich verändernde Marktanforderungen“, die die Firmen dazu „zwingen“, zu Hunderten, ja Tausenden Personal „freizusetzen“, um dann in vielen Fällen in Osteuropa oder Asien neues Personal zu erheblich niedrigeren Löhnen wieder einzustellen.

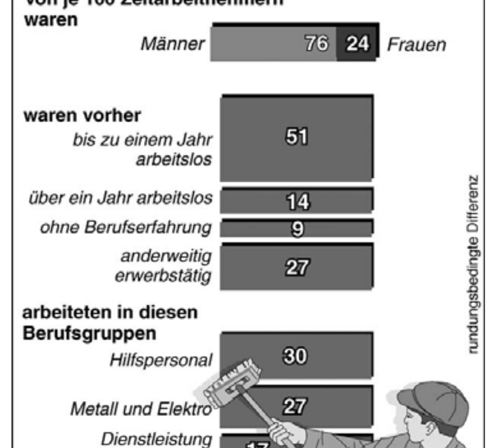
„Wir stellen jede Woche 200 bis 300 Mitarbeiter ein. Ein Ende ist nicht absehbar.“ Meldungen wie diese scheinen aus einer anderen Zeit zu stammen, doch dem ist nicht so: Sie wurde Anfang Dezember von dem Geschäftsführer des zweitgrößten deutschen Zeitarbeitsanbieters Manpower verbreitet. Ähnliche Meldungen kommen auch von anderen Zeitarbeitsunternehmen wie Ranstad und adecco.

Doch wie erfreulich sind diese Meldungen wirklich? Während Zeitarbeiter früher bei Auftragsspitzen oder bei Krankheit, Urlaub oder Schwangerschaft von Mitarbeitern eingesprungen sind, stehen heute Personalbeschaffung, Projektarbeit und Übernahme kompletter Arbeitsbereiche im Vordergrund. Ganz offen wirbt der Interessenverband Deutscher Zeitarbeitsunternehmen bei Unternehmen dafür, die Flexibilität von Zeitarbeitern zu nutzen, um den Kündigungsschutz zu umgehen. „Sie können den Mitarbeiter von heute auf morgen nach Hause schicken, wenn sie ihn nicht mehr brauchen“, so der Bundesgeschäftsführer des Verbandes, Werner Stolz, denn die Zeitarbeitsfirma trage ja das Risiko – und der Mitarbeiter verliert jegliche Planungssicherheit.

Eines der großen Unternehmen, die die Flexibilität von Zeitarbeit nutzen, ist Airbus Deutschland. Hier arbeiten neben 20000 Festangestellten Leiharbeitskräfte, über deren genaue Zahl und Einsatzmodalitäten Airbus sich jedoch ausschweigt. Doch bei den verschiedenen Zeitarbeitsfirmen wird eher von tausend denn von hundert ausgegangen, doch auch hier gibt es nur vage Angaben.

Airbus-Mitarbeiter gelten bei Banken als gern gesehene Kunden, da das florierende Unternehmen seinen festen Mitarbeitern beneidenswert hohe Löhne und Zulagen zahlt, Gesamtlöhne von denen die Zeitarbeitsmitarbeiter nur träumen können. Zwar gibt es den Tarifvertrag des Bundesverbandes für Zeitarbeit (BZA) und die gesetzliche Bestimmung des „equal pay“, sprich gleiche Bezahlung für gleiche Arbeit, doch selbst wenn dem so ist – was Airbus für sich in Anspruch nimmt – gibt es andere Aspekte, die den feinen Unterschied ergeben. So müssen Zeitarbeiter natürlich immer besonders flexibel sein; wenn Wochenenddienst oder Sondernachtschichten anstehen, sind zuerst sie dran, denn schließlich kann man sich sofort von ihnen trennen. Airbus beispielsweise testet gern die Einsatzfreude seiner Zeitarbeitsmitarbeiter, indem es Auslandseinsätze im französischen Stammwerk in Toulouse anordnet. Wer das nicht wollte, beispielsweise weil er Frau und Kind in Hamburg hat und das Hamburger Werk bekanntermaßen auch genügend Arbeit hat, der gehört nicht zu den Glücklichen, die ab Januar 2006 in die feste Stammbelegschaft übernommen werden – und die jetzt übrigens doch nicht nach Toulouse müssen.

Im Vergleich zu anderen Einsatzunternehmen gehört Airbus aber immer noch zum Paradies auf Erden, zumal das Unternehmen auch nachweislich Leiharbeiter in eine Festanstellung übernimmt. Genaue Zahlen hierzu gibt es allerdings nicht. Weder die ausleihenden Unternehmen, noch die Zeitarbeitsfirmen oder ihr Bundesverband reden darüber. Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung in Nürnberg sowie der Deutsche Industrie- und Handelskammertag (DIHK) verfügen über keinerlei statistisches Datenmaterial.



Gerd Nierenköter von der IG Metall weist darauf hin, daß der BZA-Tarif, der von der IG Metall, der IG Bergbau, Energie und Chemie sowie der Gewerkschaft Nahrung, Genuß, Gaststätten mit unterzeichnet wurde, rund 28 bis 32 Prozent unter dem IG-Metalltarif liegt. Dies sei zwar bedingt verständlich, da 70 bis 80 Prozent der Leiharbeiter aus der Arbeitslosigkeit kämen und sich erst einmal in ihren neuen Arbeitsbereich einarbeiten müßten, doch die Bestimmung des „equal pay“, welche nach drei Monaten Beschäftigung in einem Betrieb greifen sollte, sei nur eine Theorie. In der Realität würden die Mitarbeiter nach den besagten drei Monaten einfach an ein anderes Unternehmen verliehen oder man nutzte den derzeitigen Druck auf die Beschäftigen aufgrund des krisengeschüttelten Arbeitsmarktes einfach aus, indem man sie zum Schweigen verdonnere.

Viele Leiharbeiter seien zudem auch gar nicht über ihre theoretischen Rechte informiert, so daß sie sie auch gar nicht einklagen könnten. Unter www.igmetall-zoom.de bietet ihnen die Gewerkschaft zahlreiche Informationen sowie ein Forum, in dem die Betroffenen ihre Erfahrungen austauschen können und auch die – vor allem kleineren – Zeitarbeitsfirmen nennen, für die Arbeitsschutz ein Fremdwort ist.

Da der gesamte Bereich Zeitarbeit so undurchsichtig ist, ist es jedoch schwer auszumachen, wer die Leiharbeiter gut behandelt und wer nicht. Auf eine direkte Anfrage bei Siemens über Lohnunterschiede innerhalb des Unternehmens und den Einsatz von Zeitarbeitern wurde ausweichend auf die inzwischen veräußerten Werke in Kamp-Lintfort und Bocholt verwiesen, in denen die ganze Belegschaft für ihren Arbeitsplatzerhalt freiwillig Mehrarbeit bei gleichem Gehalt in Kauf nahm. Im Internet findet sich allerdings ein Artikel der „Berliner Zeitung“, in dem behauptet wird, daß die Zeitarbeitsfirma Manpower an Siemens Arbeiter zu einem um 20 Prozent günstigeren Tarif, als ihn der BZA vorgibt, ausgeliehen hätte. Falschmeldungen oder Lohndumping? Auf Nachfragen wiegelte Siemens ab, daß das Unternehmen von derartigen Machenschaften nichts wisse und Zeitarbeit sowieso „eher ein Nischenthema“ in dem Unternehmen sei.

Andere Unternehmen wie BMW und Volkswagen geben völlig offen zu, daß sie Leiharbeiter beschäftigen. Volkswagen betont sogar, daß es zum eigenen Firmenkonzept gehört. „Es gibt Mitarbeiter mit völlig verschiedenen Tarifverträgen, ganz unterschiedlichen Bezahlungsgrundlagen, die auf ganz engen Raum zusammenarbeiten“, erklärt Stefan Ohletz, zuständig für die VW-Unternehmenskommunikation / Schwerpunkt Personal. „Da werden wir häufig gefragt, das kann doch gar nicht funktionieren, der eine verdient mehr, der andere weniger. Doch wir haben festgestellt, daß das für ein, zwei Wochen ein Thema war, danach spielte es keine Rolle mehr. Entscheidend ist für uns als Gesamtunternehmen, zu exportfähigen Preisen produzieren zu können.“ Und dazu zählt das Konzept der „atmenden Fabrik“, sprich Personal dann verfügbar zu haben, wenn man es braucht. Da die Alt-Mitarbeiter einen Bestandsschutz auf ihre in guten Zeiten ausgehandelten Gehälter haben, mußte das Unternehmen Wege finden, trotzdem kostengünstig zu arbeiten. Neben der Wolfsburger Stammbelegschaft, die 1994 zum Joberhalt eine Vier-Tage-Woche mit 28,8 Stunden bei 19 Prozent weniger Gehalt eingegangen ist, arbeiten 3800 Mitarbeiter der VW-eigenen GmbH „Auto 5000“ – 2001 wurden 5000 Jobs zu 5000 D-Mark Festgehalt in dieser Firma eingestellt. Diese Mitarbeiter haben regulär eine 35-Stunden-Woche zu heute 2560 Euro Festgehalt und werden demnächst zahlenmäßig von den Auszubildenden der Volkswagen AG unterstützt, die statt zum Haustarif bei VW bei „Auto 5000“ übernommen werden. Da die Auftragslage sehr unterschiedlich ausfällt, verfügen diese beiden Mitarbeitergruppen über Zeitkonten, auf denen bis zu 400 Unter- beziehungsweise Überstunden angelegt werden können. Neben diesen beiden Gruppen arbeiten wiederum einige hundert Leiharbeiter zum BZA-Tarif, deren Zahl jedoch von der Menge der jeweiligen Arbeit abhängt.

Das VW-Personalkonzept mag zwar ungerecht sein, andererseits dient es aber dem Arbeitsplatzerhalt, was gerade in der heutigen Zeit offenbar für die Arbeitnehmer und auch die Gewerkschaften Priorität hat. Bedauerlicherweise scheint VW das einzige Unternehmen zu sein, das offen mit dem Thema umgeht und es transparent macht, während andere Firmen die Beschäftigung von Zeitarbeitern gerne kleinreden oder gar leugnen und somit den Verdacht auf sich ziehen, daß hier Leiharbeiter ausgenutzt werden und damit Mitarbeiter, die häufig die Arbeitslosigkeit kennengelernt haben – also schneller bereit sind, alles mit sich machen zu lassen – bei der Ablehnung einer Arbeit auch noch vom Staat mit Kürzungen der Sozialleistungen bestraft

---

Gedanken zur Zeit:

Zurück zu Gott

Von Ulrich Schacht

Kürzlich war in der schwedischen Presse zu lesen, daß die Zahl der Kirchenaustritte auffällig rückläufig sei: 10000 Menschen weniger als im Vorjahr hätten sich aus der lutherischen Kirche verabschiedet. Für ein Land mit rund acht Millionen Einwohnern ist das keine geringe Zahl. Optimisten sprechen deshalb von einer Trendwende.

Es könnte sich in der Tat um mehr handeln als lediglich um eine statistische Petitesse aus dem europäischen Norden, denn auch südlich der Ostsee tut sich seit geraumer Zeit einiges, das in der Summe als Rückkehr des Menschen zu Gott und Glauben gedeutet werden könnte.

Spätestens jedoch seit dem weltöffentlichen Tod von Papst Johannes Paul II., der ebenso global wahrgenommenen Inthronisation seines Nachfolgers Benedikt XVI. sowie dem katholischen Weltjugendtreffen in Köln, das den neuen Papst wie eine Lichtgestalt feierte, dämmert es auch den verstocktesten Atheisten wie zynischsten Materialisten, daß der Mensch auf Dauer vielleicht doch nicht von Brot allein leben kann und mag. Und daß er deshalb andere Antworten auf die Sinnfrage seines Lebens verlangt, als geschichtsignorante Sozialismusgläubige, neoliberale Kapitalismusanbeter oder schandhubernde Zivilreligionspriester anzubieten haben.

> Der Mensch mag auf Dauer nicht von Brot allein leben

Vor solchem Hintergrund stellen so unterschiedliche Zeitschriften wie „Literaturen“ (12/05), „Sezession“ (11/2005) oder „Geo“ (12/2005) aktuell die „Religion“ in den Mittelpunkt ihres Nachdenkens, fragen „Wie gewaltig ist der Glaube?“ oder konstatieren „Die Abkehr vom Egoismus“, weil „Gemeinsinn und Nächstenliebe neu entdeckt“ würden.

In der konservativen Kulturzeitschrift „Sezession“ beschäftigt sich vor allem der Historiker Karlheinz Weißmann, der auch evangelische Theologe studiert hat, mit dem Phänomen.

Wie andere Beobachter konstatiert Weißmann eine auffällige „Veränderung der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion“ durch den „Bedeutungsverlust der Säkularisierungsthese“. Zugleich macht er jedoch darauf aufmerksam, „daß die Wiederbelebung des Glaubens“ nicht unbedingt zur Befolgung jenes Rates führt, den schon Max Weber einst gab: nämlich „in die alte Kirche zurückzukehren“. Vielmehr handele es sich, so Weißmann mit Hartmut Böhme, bislang eher um „flottierende Energien“, „frei von verpflichtendem Gehalt“, die man auch mit Besorgnis sehen müsse, weil dadurch die „soziale Funktion“ des Religiösen verfehlt werde, das darin allerdings nicht aufgehe.

Sein Essay „Vom Nutzen der Religion“ operiert dabei vor allem mit kulturanthropologischen Argumenten, die zuletzt doch nur eines beweisen: den Wandel auch der Religionen, die Veränderung des Elementaren.

In „Literaturen“ diskutieren die Politologin Gesine Schwan, der Philosoph Rüdiger Safranski und der Essayist Gustav Seibt die Gretchenfrage Fausts: „Wie hast du's mit der Religion?“ Glaubt Safranski, es handele sich bei dem aktuellen Phänomen vor allem um „Psycho-Religiosität als selbstgemachter Denk- und Fühlweise“, so widerspricht Gesine Schwan solcher „Kuschelgott“-Theorie und registriert statt dessen ein verstärktes Interesse am harten dogmatischen Kern“. Die Erklärung von Seibt dagegen nimmt zur Prämisse, „daß viele innerweltliche Versprechungen seit 1989 entwertet worden sind“ und so „der Glaube an die Geschichte verlorengegangen“ sei.

> Glaube als ein »gelebtes Wagnis«

Am Ende bekennt sich Safranski als jenseitsungläubiger „Transzendentalist“, Gustav Seibt gibt zu, ein glaubensloser Bewunderer des Religiösen zu sein, und einzig die zum Katholizismus konvertierte Protestantin Gesine Schwan bekennt sich zum Glauben als gelebtem „Wagnis“ zwischen Mystik und Intellektualität, das sie jedoch nicht als Dilemma empfinde, sondern als eine Befreiung.

Bei „Geo“ schließlich will ein umfangreicher Report über den „Aufstieg des Guten“ zwar kein einziges theologisches Dogma beweisen, aber mit vielen kleinen Geschichten von praktizierter Nächstenliebe aus Deutschland illustriert er nichts anderes als jene neutestamentliche Geschichte vom barmherzigen Samariter, die ganz im Zentrum dessen steht, worauf christlicher Glaube seit je zielt.



„Die Europäische Union (EU) bleibt das, was nach Ende der existenziellen Bedrohung durch den Moskauer Kommunismus von ihr übrig geblieben ist: eine überdimensionale finanzielle Umverteilungsmechanerie, bei der alle versuchen, möglichst viel für sich herauszuholen. Diese Bilanz zog der Stammtisch im Deutschen Haus nach dem jüngsten Brüsseler Finanzgipfel der EU-Regierungschefs, die dabei wieder zu Teppichhändlern wurden. Sie feilschten und schacherten bis schließlich der Hauptnettozahler zahlt – und das sind immer die Deutschen.

Am Stammtisch gab es bittere Heiterkeit: Auch diesmal habe es einen Maximalvorschlag für die einzutreibenden Beiträge gegeben, den der Kommission, und einen niedrigeren, den britischen. Das Ergebnis liege genau in der Mitte, und die deutsche Kanzlerin konnte jubeln – und zahlen: Schließlich habe sie gegenüber dem Kommissionsvorschlag „mindestens eine Milliarde gespart“ und das könne sie „unserem Finanzminister guten Gewissens präsentieren“.

Dabei verzichtete sie auch auf 100 Millionen Strukturhilfen zugunsten Polens – zulasten der „neuen Bundesländer“, die nun nicht soviel mehr bekommen, wie sie gehofft hatten. Die Polen hingegen jubilieren. „Dieser Sieg schmeckt wie guter französischer Champagner“, freute sich ihr Ministerpräsident Marcinkiewicz. Er sieht sein Land als den „größten Nutznießer der Strukturhilfen“ und in der deutschen Regierungschefin seinen persönlichen „Gipfel-Engel“. Die mit Sparmaßnahmen traktierten deutschen Rentner und Arbeitslosen empfinden das sicher anders, hieß es dazu am Stammtisch.

Euer Michel

Die PAZ muß – leider – teurer werden

Sehr geehrte Damen
und Herren,
liebe Abonnenten der *PAZ / OB*,

die Landsmannschaft Ostpreußen als Herausgeberin der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* sowie auch die Redaktion bitten Sie herzlich für eine moderate Preisanhebung bei unserer Wochenzeitung Verständnis aufzubringen. Drei Jahre haben wir die Abo-Gebühr stabil gehalten. Inzwischen sind bei der Produktion unserer Wochenzeitung Preissteigerungen auf allen Gebieten eingetreten. Um die Qualität der Zeitung halten zu können, ja um sie inhaltlich noch interessanter zu gestalten, sehen wir uns gezwungen, die Bezugsgebühr zum 1. Januar 2006 um monatlich 75 Cent anzuheben.

Dabei haben wir bereits im vergangenen Jahr alle sich uns bietenden Rationalisierungsmaßnahmen ausgeschöpft. So gab es zum Beispiel für die Mitarbeiter der Redaktion und des Vertriebes in 2005 keine Gehaltsanpassung; der Wechsel des Druckhauses und das Erscheinen der *PAZ / OB* in einem größeren Format gingen einher mit einer Senkung der Druckkosten.

Dennoch müssen wir die Erhöhung der Bezugsgebühr vornehmen. Wir haben jedoch den festen Willen, Ihnen zur Kompensation für die Preisanhebung „mehr Zeitung" zu liefern. Das größere Format der *PAZ / OB* macht diese Absicht gewissermaßen zwangsläufig erforderlich.

Wir wünschen unseren Leserinnen und Lesern gesegnete und friedliche Weihnachtsfeiertage, einen guten Übergang in das Neue Jahr und stets Freude bei der Lektüre Ihrer *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt.*

Der Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen

Hier noch einmal die neuen Abo-Inlands-Preise ab 1. Januar: € 99,60 jährlich
€ 49,80 halbjährlich
€ 24,90 vierteljährlich

Falls Sie per Dauerauftrag zahlen, geben sie die entsprechenden Daten bitte rechtzeitig an Ihre Bank oder Sparkasse.



Foto: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

Nicht immer human behandelt: Von britischen Soldaten gefangengenommene deutsche Landser marschieren durch Goch am Rhein

In den Händen britischer Folterer

England hat Akten aus dem Zweiten Weltkrieg freigegeben, die die Behandlung deutscher Soldaten dokumentieren

Von Hans-Joachim von Leesen

Mit allen Anzeichen der Verblüffung veröffentlichten die bundesdeutschen Medien am letzten Wochenende vor Weihnachten eine von der britischen Zeitung „Guardian" übernommene Meldung, der zufolge in den Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrieges die britischen Besatzungstruppen in Bad Nenndorf (bei Hannover) ein Lager unterhalten haben, in denen Deutsche gefoltert wurden, um sie zu erwünschten Aussagen zu zwingen. Angeblich seien erst jetzt in England entsprechende Akten und Dokumente freigegeben worden, aus denen die britische Folterpraxis hervorgehe.

Wer es in Deutschland wissen wollte, der hätte es längst erfahren können: Nach Kriegsende betrieb der militärische britische Geheimdienst ein Verhörzentrum in Bad Nenndorf, für das die „Controll Commission for Germany / British Element" zuständig war. Dort faßte man Deutsche zusammen, die für den britischen Nachrichtendienst von Interesse sein konnten.

Und sagten sie nicht wunschgemäß aus, wurden sie allen Arten der Folter ausgesetzt. Man entzog ihnen das Essen, ließ sie im Winter nackt in unbeheizten Räumen stehen, bis sie zusammenbrachen und sich die Zehen erfroren hatten, schlug sie unter Zuhilfenahme aller möglichen Prügelinstrumente zusammen, stellte ihnen nur mangelhafte Gefangenenkleidung zur Verfügung, schikanierte sie in jeder möglichen Weise.

Aus Angst, totgeschlagen zu werden, wagte es damals niemand, sich bei höherer Stellen zu beschweren. Es sollen Verhöre und Folter bis zum Tode des Delinquenten durchgeführt worden sein, doch gibt es darüber bisher in der Öffentlichkeit keine Unterlagen.

Schon 1948 erschienen in der Zeitschrift „Quick" erste Berichte über diese Vorgänge. Auch „Die Zeit", damals noch von ganz anderem Zuschnitt als heute, nahm sich des Themas an und prangerte diese Verbrechen gegen die Menschlichkeit an.

Offiziell waren in diesem Geheimgefängnis der Briten sogenannte „war criminals" inhaftiert. Welcher Art diese „Verbrecher" waren, geht etwa hervor aus einem an die Öffentlichkeit gelangten britischen Bericht über den Häftling Karl Dankwort, der während des Krieges als Erster Sekretär an der deutschen Gesandtschaft in Stockholm tätig gewesen war.

Er soll „als Diplomat alter Schule" in der Stockholmer Gesellschaft und im internationalen diplomatischen Korps hohes Ansehen genossen haben. Nachdem er im Oktober 1945 von den Schweden in die britische Besatzungszone Deutschlands abgeschoben worden war, steckten ihn die Briten sofort in eines ihrer Internierungslager und von dort dann in das Folterlager Bad Nenndorf.

Was man aus Dankwort herauspressen wollte, ist bis heute nicht bekannt. Er wurde von den Briten mißhandelt, bis man ihn schließlich am 7. Oktober 1946 entlassen wollte. Das geschah aber nicht. Da er zuviel über die Vernehmungsmethoden wußte, saß er am 20. November 1946, der Tag, an dem offenbar der Bericht verfaßt worden war, immer noch im Lager. Wann er endlich die Freiheit bekam, geht aus dem Dokument nicht hervor.

Im Jahr 1990 wurde an der Philosophischen Fakultät der Universität Münster eine Doktorarbeit zum Thema „Umerziehung im Lager – Internierung und Bestrafung von Nationalsozialisten in der britischen Besatzungszone Deutschlands" eingereicht, in der Heiner Wember, heute Mitarbeiter vom ZDF und WDR, auch Einzelheiten über das Verhörzentrum in Bad Nenndorf mitteilte.

Es handelt sich keineswegs um eine revisionistische oder gar rechtsradikale Schrift; Wember war sehr einverstanden mit den Strafmaßnahmen der Sieger den Deutschen gegenüber, ja, er vertrat sogar die Meinung, daß viele zu gering bestraft worden seien.

Trotzdem konnte er an den Tatsachen in Bad Nenndorf nicht vorbeigehen. Schon vor 14 Jahren war diese Doktorarbeit als Buch erschienen, so daß jeder, der sich informieren wollte, dies auch konnte.

Kommandant des Bad Nenndorfer Lagers war Oberst Stevens, der sich an den Mißhandlungen beteiligte – was den Doktoranden Heiner Wember nicht daran hinderte, zu behaupten, die Quälereien seien „ohne Wissen vorgesetzter Stellen" geschehen. Es ist bezeugt, daß Oberst Stevens Gefangene schlug und ihnen im Winter befahl, die Kleidung abzulegen, die er dann mit Dreckwasser übergießen ließ.

Obwohl die Existenz des Lagers geheim war, drangen Informationen an die Öffentlichkeit. Die einzigen, die Zugang hatten, waren Geistliche. Wie auch in anderen Fällen, waren es auch hier katholische Seelsorger, die Informationen über Folter und Mißhandlungen an übergeordnete Stellen, in diesem Falle an den Bischof von Hildesheim, weiterleiteten, der sich an den englischen Kardinal Griffy wandte.

Der schaltete den Labour-Unterhausabgeordneten Stokes ein, der daraufhin am ersten Pfingsttag 1947 unangemeldet in dem Nenndorfer Lager erschien und sich selbst ein Bild von den Zuständen machte. Kurze Zeit später erschienen im Lager Kriminalbeamte von Scotland Yard. Das Lager wurde von Deutschland-Minister Lord Pakenham aufgelöst.

Im Frühjahr 1948 wurden in London der Kommandant Colonel Stevens, einige seiner Vernehmungsoffiziere und Wachen sowie der Lagerarzt angeklagt. Verurteilt wurde nur der Lagerarzt. Seine Strafe: Entlassung aus den Diensten der britischen Armee. Alle anderen Angeklagten wurden freigesprochen.

Bad Nenndorf war keineswegs das einzige von westalliierten Siegern unterhaltene Lager, in dem Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen wurden. Erinnert sei an die systematischen Folterungen von 72 Soldaten der Waffen-SS durch US-amerikanische Offiziere. Von ihnen sollte die Aussage erpreßt werden, sie hätten auf Befehl ihrer Kommandeure alliierte Kriegsgefangene in Malmedy ermordet.

Obwohl alle Angeklagten vor Gericht ihre Aussagen widerriefen mit Hinweis darauf, daß sie durch Folter erpreßt worden seien, wurden sie verurteilt, allein 43 von ihnen zum Tod durch den Strang.

Die energischen Bemühungen ihres US-amerikanischen Hauptanwalts, Colonel Everett und seiner deutschen Anwaltskollegen, Appelle der katholischen und evangelischen Kirche, der Einsatz des amerikanischen Senators Joseph R. McCarthy sowie – nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland – der ersten Bundesregierung erwirkten schließlich, daß alle Urteile ausgesetzt wurden.

Allerdings wurde verboten, die Schuldfrage zu stellen.

Eine unabhängige Untersuchung des Malmedy-Prozesses, der ganz offenkundig ausschließlich mit der Absicht geführt worden war, belastendes Material über die Waffen-SS zu beschaffen, damit sie im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß als „verbrecherische Organisation" verurteilt werden konnte, gibt es bis heute nicht.

Südamerika rutscht nach links

Venezuelas Präsident Chávez wirft mit Hilfe seiner Ölmilliarden ein rotes Netz über Lateinamerika

Von Hans Heckel

Für die USA sei der Wahlausgang in Bolivien ein Schock, heißt es aus Washington. Mit dem siegreichen Präsidentschaftskandidaten Evo Morales ist der bettelarme Andenstaat nun in den Händen des Anführers der Koka-Bauern, auf deren Feldern die Blätter wachsen, aus denen Kokain gewonnen wird. Morales und seine „Bewegung zum Sozialismus“ (MAS) wollen den Koka-Anbau in der Tat legalisieren und bezeichnen die Antidrogenpolitik der USA als Kolonialismus.

Das Drogenproblem indes ist nur einer von mehreren Aspekten der US-amerikanischen Sorge. Selbst die lautstarken Sprüche aus Morales’ Wahlkampf, der den Marxismus predigt und gegen den „US-Imperialismus“ wettert, könnte die Supermacht noch einigermaßen ruhig verkraften.

Was den Umbruch in dem 9,5-Millionen-Land so bedenklich macht, ist die Gesamtentwicklung des südamerikanischen Kontinents, in die er hineinfällt.

1991 schien die „rote Gefahr“ auch in diesem Teil der Welt endgültig gebannt. Die einst gefürchteten linken Guerillas verschwanden oder entpuppten sich bald als simple Verbrecherbanden. Der Fall des Castro-Regimes schien nur noch eine Frage der Zeit.

Heute, 14 Jahre danach, markiert der linke Erdrutschsieg in Bolivien den weiteren Schritt in eine Richtung, die kurz nach dem Untergang des Sowjetsystems niemand für möglich gehalten hatte: Ein lateinamerikanisches Land nach dem anderen fällt offenbar zurück in längst überholt geglaubte linksdoktrinäre Ideologien. Im Zentrum des Geschehens steht ein Staatsführer, der weit mehr Geld und Macht besitzt als der 47jährige Indiofürer und nun bald Präsident aus dem bolivianischen Cochabamba: Es ist Venezuelas Präsident Hugo Chávez. Der Castro-Freund und -Unterstützer ist mit dem Sieg seines Bewunderers Evo Morales dem Ziel, Anführer einer linksradikalen lateinamerikanischen Front gegen die USA zu werden, wieder eine Etappe nähergekommen.

Opec-Mitglied Venezuela erwirtschaftet aus seinen reichen Ölvorkommen einen jährlichen Umsatz von umgerechnet rund 65 Milliarden Euro. Chávez, der seit 1999 Präsident ist und sich im April 2002 nur knapp gegen einen regelrechten Volksaufstand an der Macht halten konnte, nutzt diesen Reichtum als politische Waffe und spannt ein Netz über ganz Lateinamerika, in dessen Zentrum der Präsident in der venezolanischen Hauptstadt Caracas die Fäden zieht. Die von ihm kontrollierte staatliche Ölfördergesellschaft PDVSA hat Verträge mit praktisch allen größeren Nachbarn geschlossen. Dabei geht sie nicht wie andere Gesellschaften nach vor allem wirtschaftlichen, sondern nach politischen Maßgaben vor.

Dem in Not geratenen Ecuador lieferte Caracas beispielsweise nicht nur schnell und unbürokratisch Öl, es „kaufte“ mit seinen Öldollars auch gleich 250 Millionen Dollar von dessen Auslandsschulden. Mit den linksgerichteten Regierungen in Brasilien, Argentinien und Uruguay ist Chávez ohnehin eng verbunden, Kubas Castro hängt praktisch an seinem Tropf, an insgesamt 14 Karibikstaaten will Caracas Öl und Ölprodukte zu verbilligten Preisen liefern.

Zur Zeit verhandelt die PDVSA zudem über Pipeline- und Raffinerieprojekte in Kolumbien mit der Regierung des Nachbarlandes. Die PDVSA will einen Großteil von dessen Gasleitungsnetz übernehmen. Über Kolumbien soll zudem die Trasse einer Ölleitung verlaufen, durch die hindurch venezolanisches Öl an den Pazifik transportiert werden kann, damit Chávez von dort aus seinen nächsten großen Wunschpartner in der Allianz gegen die USA beliefern kann: China. Durch Kolumbiens Gasleitungen würden überdies die kleinen zentralamerikanischen Länder mittels venezolanischer Erdgaslieferungen in Chávez’ Netz eingebunden werden, so sein Plan.

Manche Beobachter beruhigen sich damit, daß die mit viel Propagandalärm durchgezogenen Expansionsaktivitäten weniger einer durchdachten Strategie folgen als vielmehr auf Effekthascherei hinausliefen. So wie eine Aktion in New York und Boston, wo die PVDSA vergangenen November verbilligtes Heizöl an arme Haushalte sowie an Schulen, Kinderkrippen und Krankenhäuser verteilte unter der regen Anteilnahme einiger Medien – eine Agitprop-Schau nach alter kommunistischer Despotenmanier.

Der einstige Chef der mittlerweile voll unter Chávez’ Kontrolle stehenden PVDSA, Luis Guisti, rechnete gegenüber dem kolumbianischen Nachrichtenmagazin „Semana“ vor, daß die Förderkapazität Venezuelas seit dem Amtsantritt des derzeitigen Staatspräsidenten 1999 von damals 3 450 000 Faß Öl (je 159 Liter) am Tag auf nunmehr 2 600 000 Faß gesunken sei. Chavez China-Phantasien zeugten ebenfalls von wenig Sachkenntnis: Das venezolanische Öl sei viel zu schwer und säurehaltig, um von den dortigen Raffinerien verarbeitet zu werden, so Guiti.

Für Empörung sorgte in den USA, daß Nato-Partner Spanien Waffen an Venezuela im Wert von insgesamt 1,8 Milliarden Euro liefern will. Die entsprechenden Verträge sind von der sozialistischen Regierung in Madrid bereits unterzeichnet worden. Auch in Rußland und Brasilien hat sich Caracas mit Waffenmaterial eingedeckt. Chávez verweist auf angebliche Angriffspläne der USA nach dem Modell der Schweinebucht-Attacke auf Kuba 1961, gegen die er sich zu wehren habe. Kritiker vermuten, daß solche Bedrohungsszenarien eher als Propagandawaffe gegen die landesinterne Opposition gedacht seien. Chávez schreckte auch in der Vergangenheit nicht davor zurück, seine politischen Gegner in Venezuela pauschal als „faschistische Agenten des US-Imperialismus“ zu kriminalisieren.

Die lateinamerikanische Öffentlichkeit ist nicht selten hin- und hergerissen zwischen der Ablehnung von Linkspopulisten wie Chávez oder Morales einerseits und den ziemlich durchwachsenen Erfahrungen in der Region mit der Politik der Vereinigten Staaten andererseits. Die sehr lasche bis freundliche Haltung der seit 2003 amtierenden sozialistischen Regierung Spaniens vor allem gegenüber Fidel Castro hat unter Intellektuellen indes bereits zu öffentlichem Protest geführt. Der weltweit bekannte peruanische Schriftsteller Mario Vargas Llosa und der mexikanische Historiker Enrique Krauze haben sich diesen Herbst mit einem gemeinsamen Appell an Madrid gewandt. Darin werfen sie dem spanischen Ministerpräsidenten Rodríguez Zapatero vor, linken Despoten mit genau derselben Nachsicht zu begegnen, welche gerade die Linke den USA bei antikommunistischen Diktatoren – etwa im Falle von Chiles Augusto Pinochet – immer vorgehalten habe. Die umstrittene Politik des iberischen Landes ist auch für Deutschland von Interesse, da Madrid in wachsendem Maße als eine Art Sprachrohr sämtlicher EU-Nationen im spanischsprachigen Amerika wahrgenommen wird – mithin in einer Weltregion, in der die Deutschen traditionell hohe Wertschätzung genießen und damit einen Ruf zu verlieren haben.



Kommunisten unter sich: Venezuelas Präsident Hugo Chávez (r.) mit Fidel Castro

Foto: Reuters / Corbis

Atomunfall bei St. Petersburg

Am 15. Dezember hat sich in einer Metallhütte auf dem Gelände des Atomkraftwerks in Sosnowij Bor im Landkreis Leningrad eine Explosion ereignet, bei der ein Arbeiter ums Leben kam und zwei schwer verletzt wurden. In der Metallhütte, die das Privatunternehmen „Ekomet-S“ betreibt, werden leicht radioaktive Metallreste des benachbarten Atomkraftwerks recycelt.

Die Meldung breitete sich schnell in den russischen Medien aus. Um beginnende Vergleiche mit Tschernobyl im Keim zu ersticken, beeilten sich die Presseabteilung des Kernkraftwerks sowie die Staatsanwaltschaft von Sosnowij Bor zu erklären, daß zur Zeit der Explosion keine Erhöhung des Grenzwertes für Radioaktivität gemessen werden konnte. Der natürliche Wert von 16 Mikroröntgen in der Stunde sei zu keiner Zeit überschritten worden. Zudem sei der Block 2 des Atomkraftwerks bereits im Juli zwecks gründlicher Überholung abgeschaltet worden.

Die Einwohner von Sosnowij Bor zeigten sich gegenüber den Erklärungen mißtrauisch. Greenpeace Rußland beanstandet seit drei Jahren die „ungesetzliche“ Arbeitsweise der Betreiber. So sei bis heute keine staatlich geprüfte ökologische Expertise durchgeführt worden. 2003 hatte Greenpeace sich deswegen mit der Forderung an die dortige Staatsanwaltschaft gewandt, um die angeblich ungesetzliche Handlung unterbinden zu lassen. Die stellvertretende Staatsanwältin sah in der fehlenden Expertise jedoch keinen Grund für ein Einschreiten der Behörden. Zudem hat das Atomministerium die finanziellen Mittel für das regionale Ökologiezentrum Sosnowij Bor, das eine ständige Überwachung der radioaktiven Strahlung in einem Umkreis von 30 Kilometern aufzeichnete, gestrichen. Seitdem gibt es nach Einschätzung eines Greenpeace-Vertreters auch keine objektiven Messungen mehr. Wie gefährlich diese Haltung sei, bewiesen die Ereignisse in der Metallhütte. *M. Rosenthal-Kappi*

Viel Rückblick und wenig Ausblick

Gedanken über Österreichs »Gedankenjahr«

Von R. G. Kerschhofer

Das große Jubiläums- und Gedenkjahr 2005, von Bundeskanzler Schüssel in dialektischem Kompromiß als „Gedankenjahr“ bezeichnet, geht dem Ende zu. Die „runden“ Zahlen 60, 50 und zehn – rund eigentlich nur in unserem dekadischen Zahlensystem – boten reichlich Gelegenheit zu Beweihräucherungen und natürlich zur unvermeidlichen „Vergangenheitsbewältigung“. Das Jahr 1945 hatte nicht nur das Kriegsende und die Wiedererrichtung der Republik gebracht, es wurden auch politische Parteien neuoder wiedergegründet, dazu noch diverse Interessensvertretungen und eine Vielzahl von Vereinen – einige davon, etwa der Österreichische Gewerkschaftsbund, mit bundesweiter Bedeutung. 1955 kam der Staatsvertrag, der Abzug der Besatzungsmächte, die Neugründung des Bundesheeres, das Neutralitätsgesetz, der Uno-Beitritt, die Wiederaufnahme des Spielbetriebs in den renovierten Häusern von Burgtheater und Staatsoper sowie die Aufnahme des regulären Fernsehbetriebs. Und am 1. Januar 1995 erfolgte der EU-Beitritt.

Die letzte große Jubiläumsfeier war dem Uno-Beitritt gewidmet – anwesend ein echter einheimischer Generalsekretär, nämlich Kurt Waldheim, und ein „fast einheimischer“ Nobelpreisträger, der Generaldirektor der Internationalen Atomenergie-Agentur (IAEA) Mohammed El-Baradei. Der Uno-Beitritt war von Österreich bereits 1947 beantragt worden, und die Uno hatte im österreichischen Bewußtsein lange Zeit eine große Rolle gespielt – was heute sicher nicht mehr der Fall ist. Waldheim meinte gar, man könne „den UN-Enthusiasmus von einst“ nicht mehr nachvollziehen.

Aber man kann die Entwicklung erklären: Denn in der Zeit des Kalten Krieges hatten die „Neutralen und Blockfreien“ weit größere Bedeutung, und Kreisky, der dank seiner Haltung in diesem Lager großes Ansehen genoß, konnte mit seinem außenpolitischen Spürsinn manche Weichen stellen. So war Kreisky maßgeblich daran beteiligt, daß Kurt Waldheim, der während der ÖVP-Alleinregierung 1966–1970 Außenminister gewesen war, 1972 Uno-Generalsekretär werden konnte, und es war Kreisky, der die Wiener „Uno-City“ errichten ließ. Die IAEA amtierte zwar schon seit 1957 in Wien, aber nun gelang es, weitere Teilorganisationen nach Wien zu lotsen und Wien neben New York und Genf zum dritten Uno-Sitz zu machen. Und wo Tauben sind, fliegen Tauben zu: Es folgten andere Organisationen, deren wichtigste heute die OSZE ist. All das kam dem österreichischen Selbstwertgefühl sehr zugute – ganz abgesehen von der „Umwegrentabilität“.

Daß heute Österreich in der Uno – so wie die Uno in Österreich – nur eine marginale Rolle spielt, hängt einerseits mit der „Wende“ zusammen, andererseits mit der seit 1989 ganz auf den EU-Beitritt ausgerichteten Politik der rotschwarzen Koalition. Die Volksabstimmung zum Beitritt hatte noch eine Zweidrittelmehrheit erbracht – obwohl etliche der mit beispiellosem Aufwand propagierten Versprechungen und „Garantien“ schon damals als unhaltbar zu erkennen waren. Heute sehen laut Umfragen bis zu 80 Prozent der Österreicher in der EU-Mitgliedschaft „keine Vorteile“, und eine Mehrheit sieht sogar eher Nachteile.

Über die Jubiläen von Burgtheater und Staatsoper wäre wohl auch zu berichten gewesen, aber es schmerzt, was sich dort heutzutage abspielt. In der Oper geht es noch einigermaßen erträglich zu. Doch der Burgtheater-Betrieb besteht vorwiegend aus Aktionismus und Schmähung der Wiederaufbau-Generation. Der „Aktionskünstler“ Nitsch konnte dort im November sogar sein unappetitliches „Orgien-Mysterienspiel“ abwickeln – und erhielt den österreichischen Staatspreis 2005. Es ist nicht zu fassen, daß das die Kulturpolitik einer „bürgerlichen“ Regierung sein soll.

Zum Wort des Jahres wurde übrigens der auf Schüssel gemünzte Ausdruck „Schweigekanzler“ gewählt. Ziemlich treffend, denn Schüssel pflegt Probleme im allgemeinen und speziell solche in der Regierungskoalition vorzugsweise schweigend „auszusitzen“. Den jüngsten Budget-Kompromiß der EU hingegen verteidigte er wortreich als Erfolg, obwohl sich die Nettobeiträge Österreichs mehr als verdoppeln werden. Nun, als Ratspräsident ab 1. Januar 2006 kann man sich ja bei den Kollegen nicht unbeliebt machen. Und den Österreichern stehen mit dem EU-Wanderzirkus ohnehin beträchtliche Kosten sowie außerordentliche Sicherheitsmaßnahmen ins Haus, denn sogar ein Gipfeltreffen mit George Bush ist eingeplant. Wie zum Trost ist 2006 auch ein großes Mozart-Jahr – nur wer weiß, was da wieder alles an „Neuinterpretationen“ auf uns zukommt.

Die Wunde heilt

Slowaken gewöhnen sich an ihren Staat

Von Peter Zeman

Die Slowaken gewöhnen sich langsam an ihren Staat, so das Ergebnis einer Umfrage, die die Agentur MVK für die slowakische Tageszeitung „SME“ durchgeführt hat.

Vor dem Zerfall der Tschechoslowakei im Jahre 1993 waren nur 32 Prozent der Einwohner mit der Gründung einer eigenen Republik einverstanden. 51 Prozent sprachen sich dagegen aus. Die große Mehrheit der Slowaken bevorzugte 1992 eine Föderation zweier gleichberechtigter Republiken.

> Die Tschechen sind viel selbstbewußter

Nach fast zwölf Jahren der Selbständigkeit ist die Zustimmung zu einer eigenen Republik um neun Prozentpunkte gestiegen, die der Verweigerer hat um genauso viele Punkte abgenommen. Trotz der wachsenden Zustimmung ist die Gruppe der Teilungsgegner immer noch um einen Prozent größer als die der Befürworter der Selbständigkeit. In Tschechien hingegen sind heute 70 Prozent der Einwohner mit der Selbständigkeit zufrieden.

Politiker und Soziologen auf beiden Seiten der Grenze sehen die politische Entwicklung inzwischen positiv, viele kritisieren jedoch, daß die Teilung ohne ein vorheriges Referendum über die Köpfe der Bevölkerung hinweg entschieden wurde. Die eigentlichen Drahtzieher des Zerfalles, die damaligen Ministerpräsidenten Klaus in Prag und Meciar in Bratislava, wußten jedoch von Anfang an, daß sie für die Gründung zweier selbständiger Staaten keine Mehrheit in der Bevölkerung erhalten würden.

Auch der letzte tschechoslowakische und erste tschechische Staatspräsident Vaclav Havel äußert sich heute wie damals kritisch: „Eine so ernste Sache im Leben der Tschechen und Slowaken, wie es die Teilung ihrer Republik ist, sollte die Bevölkerung und nicht zwei politische Parteien entscheiden.“ Trotzdem (oder gerade deswegen), meint nicht nur der ehemalige Präsident, seien die zwischenmenschliche Beziehungen zwischen Slowaken und Tschechen besser als je zuvor.

Der etwas andere Rückblick auf 2005

Kein gutes Jahr für Multikultiideale

Von Sverre Gutschmidt

Vertrauen spielte im zu Ende gehenden Jahr politisch die zentrale Rolle – Bundeskanzler Gerhard Schröder gab erst vor, es verloren zu haben, gewann dann im September viel Wählervertrauen zurück und verlor es kürzlich ganz, als er seine Männerfreundschaft mit Putin nach Ende seiner Regierung auch finanziell vertiefte. Wie brüchig die Vertrauensverhältnisse auch in der CDU sind, offenbarten die „Andinos“ – eine Gruppe miteinander seit Jahrzehnten befreundeter CDU-Landesfürsten. Bei diesen personellen wie inhaltlichen Schwenks der Politik hatten Konservative dieses Jahr harte Zeiten durchzustehen. Zwar wurde Angela Merkel Kanzlerin, doch die Machtverteilung im Parlament ist dank WASG-PDS noch linkslastiger geworden. Beinahe wäre mit Lothar Bisky ein Mann in ein repräsentatives Staatsamt gelangt, dessen einstige Nähe zur Staatssicherheit ein offenes Geheimnis ist. Die linke, rot-grüne Bundesregierung führte mit Hartz IV noch mehr Bürokratie ein und verschätzte sich sowohl mit den Kosten als auch der sozialen Sprengkraft. Derweil mußte der Vordenker, Peter Hartz, in Folge der VW-Korruptionsaffäre von seinem Posten bei Volkswagen zurücktreten. So wie diese Pleite sind galoppierende Staatsverschuldung und ständig sinkende staatliche Investitionen in Bildung, Gesundheit und viele andere Bereiche inzwischen zur bitteren Gewohnheit geworden. 2005 – ein Jahr, das Folgen haben wird. Handwerklich unsauber ausgeführte Gesetze – so das Antidiskriminierungsgesetz – blieben angesichts der Probleme von Arbeitslosigkeit und geringem Wachstum fast unbemerkt. Weitgehend unbeachtet im politisch-medialen Tagesgeschäft blieb auch das „Ende“ des „Falles Hohmann“, Synonym für den Stand konservativer Standpunkte in der Gesellschaft und den Parteien. Sein Rauswurf aus der CDU ist endgültig – so scheint es. Obwohl nach wie vor richterlich nichts Antisemitisches in den Äußerungen Hohmanns festgestellt werden kann, entschied im Herbst das Berliner Landgericht, daß der Parteiausschluß rechtens sei – wegen „parteischädigenden Verhaltens“. Hohmann nahm's gelassen – er will sich seiner Familie widmen und ist „nur noch erleichtert“.

Martin Hohmann mußte seine politische Karriere beenden

Einen Beitrag ganz anderer Art zur geleiteten Kultur oder „Leitkultur“, die dieses Jahr eine Renaissance feierte, war die Großkampagne „Du bist Deutschland“. Angesichts wachsender Arbeitslosigkeit, höherer Steuern und tiefer struktureller Probleme wirkte das gekünstelt muntere „geh runter von der Bremse“ der Kampagne befremdlich. Geleitet werden sollte der Bürger zu mehr Selbstvertrauen und sogar Patriotismus. Gezeigt wurden jedoch bevorzugt gesellschaftliche Randgruppen, anscheinend einer Multikulti-Phantasie entsprungen. Dabei konnte, wer wollte, in allen Medien das Ende dieses Gesellschaftsprojektes miterleben. Gedeutet wurden die Anschläge von London und die Unruhen in Frankreich freilich anders: von sozialen Mißständen und den Unterprivilegierten der Gesellschaft war die Rede. Davon, daß neue Schulen, öffentliche Bibliotheken und andere Fördereinrichtungen in der Banlieu zuerst abgefackelt wurden, sprach kaum jemand.

Es schwelte in Europa und an seinem Rand – so auch die Flüchtlingsproblematik in Nordafrika. Tausende wollten scheinbar plötzlich nach Europa. Der Ansturm auf die spanischen Enklaven Ceuta und Melilla führte die lange ausgeblendete Wirklichkeit vor. Die heftig kritisierten Vorschläge, kontrollierte Lager in Nordafrika einzurichten, wurden zwangsweise umgesetzt. Die Medien bemäntelten die wirtschaftlichen Motive der Flüchtenden, zeigten Interviews mit Betroffenen, die „es auf jeden Fall wieder versuchen“ würden. Als Marokko, genötigt von den Europäern, das Gegenteil bewies, schritt die EU ein. Effektives Abhalten vom Eindringen in Europa ja – aber „human“, ohne Zwang und Rücktransport. Eine gewisse Doppelzüngigkeit europäischer Politik zeigte sich auch im Verhältnis zur Türkei – die müsse nun ihre Beitrittsverhandlungen bekommen, weil man es ihr seit den 60er Jahren immer wieder versprochen habe, so Erweiterungskommissare und rot-grüne Bundesregierung unisono. Das dieses Versprechen damals nur gegeben wurde, weil niemand je mit einem Beitritt des heute rasch wachsenden Volkes rechnete, blieb verborgen. Die Türkei hingegen bewies 2005 gegenüber Christen, Schweizer Fußballern und ihren politischen wie ethnischen Minderheiten wenig vom Geist einer rechtsstaatlich-freiheitlichen europäischen Demokratie. 2005 war somit ein Jahr wichtiger Weichenstellungen – im Fall eines Türkeibeitritts zur EU steht die Weiche auf millionenfachen Zustrom vom Bosporus. Anschläge dort und Terrorangst in Deutschland führten zu neuen verschärften Gesetzen. Hierzulande einschließlich Beschneidung von Datenschutzbestimmungen und natürlich dem neuen biometrischen Paß, der an viele Bürger gar nicht erst vergeben wird, weil ihre Köpfe nicht ins Normraster passen.

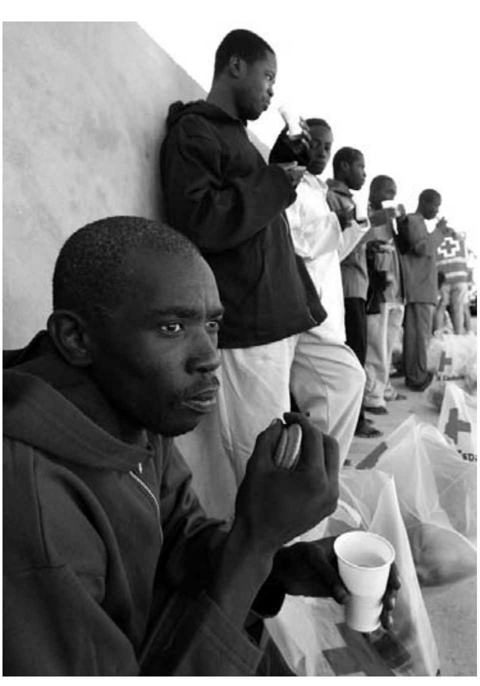


Foto: Corbis

Flüchtlinge: 2005 drängten besonders viele Afrikaner nach Europa. Trotz wieder abgeflauten Medieninteresses besteht das Problem fort, Fragen nach Zusammenhängen mit der tausendfachen Legalisierung von Flüchtlingen in Spanien blieben aus.

Auch im Irak erreichten 2005 die Terrorangst, das Bomben und Morden traurige Rekorde – im Gegensatz zu Warnungen für Europa fanden diese Ereignisse jedoch hier kaum noch öffentliche Beachtung, bis der spektakuläre Entführungsfall Osthoff durch die Aufmerksamkeit der Medien wieder ein deutsches Interesse an den Entwicklungen im Irak suggerierte. Nur: Die Mahnwachen in Deutschland blieben verhalten. Neben den großen Katastrophen – immerhin begann das Jahr mit der Bewältigung der Tsunami-Folgen und brachte später Zehntausenden in Kaschmir den Erdbeben-Tod – gab es auch viele persönliche Tragödien. Mit dem Tod von Peter Glotz verlor nicht nur das Projekt eines „Zentrums gegen Vertreibungen“ einen wichtigen Befürworter. Der einstige Vordenker der SPD war der einzige, der in seiner Partei noch vernehmbar Empathie und Einsatz für die Interessen der Vertriebenen zeigte. Nun warten die Vertriebenen auf die Einlösung der Zusagen Angela Merkels.

Alles Negativschlagzeilen also? – Nein, das Projekt „Zentrum gegen Vertreibungen“ ist auf einem guten Weg. Immerhin hat sich das politische Klima deutlich zugunsten einer historisch wahrheitsgetreuen Darstellung von Flucht und Vertreibung gewandelt.

Eine nicht nur bauliche Leistung, die gegen alle Widerstände sogar schon fertig ist – und das früher als geplant –, stellt das Projekt Dresdener Frauenkirche dar. Es fand ein weltweit positives Echo, machte nicht nur den Dresdenern Mut und zeigte, wie die Besinnung auf Tradition und Geschichte auch konkrete ökonomische Erfolge hervorbringt. Was in den Medien dabei nur am Rande zu sehen war: Das Phänomen Frauenkirche steht symbolhaft für den Erfolg des Bundeslandes Sachsen. Die positive Entwicklung dort zeigt sich an den Investitionen – nicht nur im Vergleich zu den anderen Neuen Ländern, sondern inzwischen auch im Vergleich mit westdeutschen Standorten. Eben weil Sachsen nach der Wende nicht nur die Bürokratie der Bundesrepublik umsetzte, sondern die Kerne selbständigen Bürger- und Unternehmertums förderte.

Im Sinne dieser Neubesinnung findet ein Umdenken auch anderswo statt. Private Initiative, Gemeinsinn und der Wunsch, die Zerstörungen der Vergangenheit zu überwinden, gaben auch anderen Projekten Anstoß. So dem Aufbau des Potsdamer Stadtschlosses. Erste Baumaßnahmen haben bereits begonnen, 2008 ist Grundsteinlegung. Die Fassade wird mit Spendenmitteln wiederhergestellt, innen zieht das bei Fertigstellung wahrscheinlich fusionierte Berlin-Brandenburger Parlament ein. Überraschenderweise fanden sich Originalteile der Fassade des Baus wieder. Engagierte Sponsoren ermöglichten bereits den Wiederaufbau des Haupteingangs, des prachtvollen Fortuna-Portals. Der Verstärkungseffekt: Das Berliner Schloßprojekt erhält so weiter Zulauf, auch wenn das andere Potsdamer Bauvorhaben, die Garnisonkirche wegen Streits um die geplante geschichtliche Belehrung im Inneren der Kirche vorerst ein leeres Planspiel bleibt.

„Preußens kulturelle Zentren im Wiederaufbau“, so könnte man das Jahr 2005 umschreiben – das mehr als nur renovierte Berliner Bodemuseum ist ein weiterer Meilenstein dazu. Die komplette Wiederherstellung der Berliner Museumsinsel geht voran. Spätestens bei Einbeziehung eines wiederaufgebauten Berliner Stadtschlosses in die kulturelle Gesamtkonzeption könnte ein deutscher Louvre entstehen.

Königsberg feierte seinen 750. Geburtstag

Eine andere positive Entwicklung – speziell für die Ostpreußen – ist das gewachsene historische und kulturelle Interesse an dem Land, hervorgerufen durch das 750. Gründungsjubiläum Königsbergs. Waren die offiziellen Feiern eine einseitig geschichtsklitternde, russische Veranstaltung, so ist der Nachhall der zahlreichen anderen Veranstaltungen ein anderer: Selten wurde Ostpreußen so oft in Reportagen vorgestellt, das neue spezifisch an deutschen historischen Wurzeln orientierte Lebensgefühl der heutigen jungen Bewohner im Königsberger Gebiet so unverkrampft und ideologiefrei dargestellt. So fällt kaum ins Gewicht, das Berichte zu den Feiern selbst sich auf Schröder und Putin als „Medienereignis“ konzentrierten. Überhaupt war 2005 ein Jahr runder Jubiläen – neben Anlässen zum Feiern wie der Wahl Joseph Kardinal Ratzingers zum Papst bot sich auch genug nachdenklich Stimmendes. 60 Jahre nach Kriegsende gedachten die Völker Europas ihrer Kriegsopfer im Geist der Versöhnung, bildete das millionenfach durchlebte und durchlittene in der Erinnerung und den gemeinsamen Feiern eine identitätsstiftende Brücke in der schnellebigen Zeit der Globalisierung – über Grenzen hinweg. 2005 war, trotz vieler Halbherzigkeiten, so gesehen auch ein Jahr guter Anfänge.

»... damit Hilfe Flügel bekommt«

Hilfsorganisation »Luftfahrt ohne Grenzen« rettet pakistanische Erdbebenopfer

Von Wolfgang Thüne

Kaum hatte in den Abendstunden ein mit 100 Tonnen Hilfsgütern für die Erdbebenopfer in Pakistan beladener Jumbo den Luftraum über Frankfurt verlassen, da bebte im Nordosten Afghanistans wieder die Erde. Das der Frachtmaschine voraus geflogene ZDF-Team wurde durch die Erdstöße im weit entfernten Islamabad unsanft geweckt und flüchtete ins Freie. Mit solchen Überraschungen muß man leben, wenn die Natur Drehbücher schreibt!

Organisator dieser Hilfsaktion ist eine kleine aber schlagkräftige Hilfsorganisation namens „Luftfahrt ohne Grenzen e. V.“ mit Sitz am Flughafen der Mainmetropole. Ihr Präsident ist der Astronaut Dr. Ulf Merbold, der das Motto „... damit Hilfe Flügel bekommt“ mit Leben erfüllt. Man kann „LOG“, so das Kürzel, als die gemeinnützige Stiftung mit dem höchsten „SLV“ oder „Spenden-Leistungs-Verhältnis“ von über 90 Prozent bezeichnen.

Der symbolischen Verabschiedung des zweiten voll beladenen Jumbos wohnte nicht nur der Vorsitzende der Fraport AG, Dr. Wilhelm Bender, als Sponsor bei. Er dankte für das Engagement und fand es mehr als bemerkenswert, was von Deutschen bei den drei großen Naturkatastrophen an uneigennütziger Hilfe geleistet wurde. Erschienen waren der pakistanische Generalkonsul Burhanul Islam sowie die Internationale Botschafterin der SOS Kinderdörfer, Prinzessin Salimah Aga Khan. Aus Amerika angereist war Conrad Hilton III. als Repräsentant der Hilton-Stiftung. Diese hatte mit einer großzügigen Spende von 100 000 US-Dollar den Flug ermöglicht.

In bewegenden Worten schilderte Generalkonsul Islam vor der Presse die dramatische Situation in Pakistan, gerade angesichts des einbrechenden Winters. Dann kein Dach über dem Kopf zu haben und zugleich in abgelegenen Bergregionen hungern zu müssen sei das schlimmste, was man sich vorstellen könne. Das Erdbeben habe 87 000 Menschen das Leben genommen, darunter ein Drittel Kinder. Über zwei Millionen lebten in Notunterkünften. Dieser Situation sei die Hilfssendung angepaßt. Vizepräsident Frank Franke nannte dann auch alle Sponsoren, die den Jumbo mit Zelten, Decken, Kindernahrung und Wasser zu füllen halfen. Allein Milupa spendete 30 Tonnen Kindernahrung. Sie reiche, um 2 000 Kinder für vier Monate mit Nahrung zu versorgen. Hochwertige Nahrungsergänzungsmittel steuerte die Gutschner Holding bei.

Auch das Wichtigste vergaß LOG nicht: die Logistik. Damit die Hilfsgüter auch schnell in die entlegenen und unwegsamen Bergregionen gelingen können, mußte ein Lufttransport organisiert werden. Diesen übernahm bereitwillig die Bundeswehr mit ihren vor Ort befindlichen Hubschraubern. Während der Pressevorstellung wurde ein Telefonkontakt zu Oberstleutnant Henne in Islamabad hergestellt, der versprach, sofort nach Landung des Jumbo die Hilfsgüter bis in die bis zu 2 000 Meter hoch gelegenen Dörfer zu fliegen.

Dann wartete Conrad Hilton III. mit einer geradezu weihnachtlichen Überraschung auf. Er verwies auf die „Nächstenliebe als Primärtugend“ als Leitspruch der Hilton-Stiftung und versprach, daß sie auch einen dritten Hilfsflug finanzieren und die Garantie übernehmen werde, daß wieder ein voller Jumbo abheben könne. Derweil brachten acht Kinder der Internationalen Schule in Oberursel im Taunus prallgefüllte Rucksäcke in den Raum. Sie standen für 1 500 Rucksäcke, die von den Schülern gesammelt wurden, um sie an eine Schule in Ravalpindi zu verschenken.

Nach Besichtigung des Jumbos beim Beladen waren sich alle Teilnehmer der Pressekonferenz darin einig, daß das ehrenamtliche Team von LOG Außergewöhnliches geleistet habe, obgleich die Katastrophenhilfe nicht zu deren Kernaufgabe gehöre. Diese bestehe darin, schwerstkranken Kindern zu helfen, entweder in Deutschland oder über deutsche Ärzte in ihrem Heimatland. Daher „Luftfahrt ohne Grenzen“!

Fremd im eigenen Land

Als Fremder kam ich in mein eigenes Land
aus meiner Heimat wurde ich verbannt
als Deutscher wurde ich vertrieben
lange Zeit als Pole hier verschrieen

fremd waren Menschen mir und Straßen
konnt alles Neue kaum erfassen
die Art der Menschen war mir fremd
das Plattdeutsche hat mich gehemmt

ausgelacht wurde ich, versuchte ich mich zu artikulieren
halb verhungert und von schmächtiger Statur
kein Mantel, schlechte Kleidung, kaputte Schuh'
wurde ich als Habenichts, als Bettler abgetan

kaum traute ich mich aus dem Haus
ging nur mit meinesgleichen aus
mußt viel bucken, bloß nicht anecken
die eigenen Bedürfnisse verstecken

mit hilfreichen Menschen, eigener Kraft
haben wir uns auf den Weg zur Normalität geschafft
wurden akzeptiert und ernst genommen
schließlich wohlgesonnen von der Gesellschaft aufgenommen

lang war unser schwerer Weg
jetzt sind wir zu Hause hier

Günter Zimny

»Es begab sich aber zu der Zeit ...«

Der Mensch Jesus Christus ist von Gott für uns in diese Welt gegeben, um uns von aller Schuld zu befreien

Von Klaus Plorin

Wie oft schon haben wir die Geschichte von der Geburt Jesu in Bethlehem, die der Evangelist Lukas im 2. Kapitel mit den Worten unserer Überschrift beginnen läßt, gehört oder gelesen, auch in schönen Liedern besungen, auf besinnlichen Bildern und in Spielszenen angeschaut oder sogar selbst mitgestaltet.

Gerade in schweren Zeiten, in uns aufgezwungener Fremde und Entbehrungen, war es für uns immer wieder tröstlich, wie tief sich Gott in dem Kind und Menschen Jesus zu uns herab begeben und wie nahe er sich an unsere Seite gestellt, unsere Armut und Heimatlosigkeit selbst auf sich genommen und ertragen hat. Auch, daß gerade schlichte Hirten die ersten Empfänger der frohen Botschaft sein durften. So wie später besonders Verachtete und Kranke, Zöllner und Sünder von Jesus angesprochen und liebevoll behandelt wurden.

Schon in diesem Kapitel stellt Lukas dem römischen Kaiser Augustus den wahren Herrn der Welt, Jesus Christus, gegenüber. In Rom, der prächtigen Hauptstadt des Römischen Weltreiches, regiert als Caesar Gaius Octavius. Er läßt sich in vielen Tempeln als Augustus, das heißt „Erhabener“, „Anbetungswürdiger“, verehren. Hat er doch alle seine Widersacher innerhalb und außerhalb seines Reiches mit militärischer Gewalt ausgeschaltet. Zugleich hat er in dieser Friedensperiode einen unwiderstehlichen Machtapparat aufgebaut, der bis in die entferntesten Provinzen ängstlichen Gehorsam erzwingt. „Der Kaiser befiehlt, das Volk hat zu geh'n. Wer kann Gewalt schon widersteh'n?“ Kein Mensch kann das.

Aber Gott setzt nun den Gegenpol zu aller weltlichen Macht und menschlichem Hochmut aber auch zu kirchlichem Prunk, Triumphalismus und Personenkult. Nicht im glänzenden Marmorpalast von Rom, sondern inmitten des durch den kaiserlichen Volkszählungsbefehl aufgescheuchten kleinen Volkes der Juden, in einer von Menschen und Tieren gemeinsam benutzten Einraumhütte eines Dorfes am Rand des großen Reiches legt Gott den Keim zu seinem Reich. Denn da läßt er in einem Kind einfacher Leute den Menschen zur Welt kommen, der später die so ganz andere Herrschaft begründet. Die nicht aus erzwungenem Gehorsam, sondern aus innerer Überzeugung durch den göttlichen Geist der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens erwächst.

Noch ahnen kaum die Eltern des Neugeborenen etwas von seiner späteren Bedeutung. Nur die Boten Gottes kündigen ihn schon als den kommenden Retter, Christus und Herrn aller Menschen an, der Gott die ihm gebührende Ehre und den Menschen wahren Frieden bringen soll.

Indem Jesus sich uns als Bruder liebend, helfend, tröstend, ermahnend und beratend an die Seite stellt und uns mit seinen Worten und Taten immer wieder von der Wahrheit seiner Botschaft überzeugt, wächst das Reich der Liebe und Gerechtigkeit Gottes unter uns. Es bewegt und prägt inzwischen das Leben vieler einzelner Menschen und mancher Völker zu ihrem und ihrer Mitmenschen Segen und Heil.

„O wohl dem Land, o wohl der Stadt, so diesen König bei sich hat. Wohl allen Herzen insgemein, da dieser König ziehet ein“, singen wir deshalb in der vierten Strophe des aus Königsberg stammenden Liedes „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“. Deshalb sollten wir auf Jesus, auf sein Leben in Worten und Taten. in seiner grenzenlosen Liebe zu den Menschen, auf sein Leiden aus Liebe bis in den Tod und auf die Botschaft von seiner Auferwekkung durch Gott schauen und hören. Nehmen wir doch wieder einmal diese frohe Botschaft als Gottes Weihnachtsgeschenk für uns dankbar an und in unser Herz auf! Dann werden auch in uns ein tatkräftiger Mut, eine phantasievolle Liebe und eine unbesiegbare Hoffnung über den Tod hinaus entzündet, aller Schuld, allem Scheitern und allen inneren und äußeren Widerständen zum Trotz.

Ob wir unter den verschiedenen, oft schnell vergänglichen Geschenken am Weihnachtsfest das wichtigste und dauerhafteste erkennen? Es ist der Mensch Jesus Christus, von Gott für uns in diese Welt gegeben, um uns aus allen Irrtümern, Verstrickungen. Schuld und Versagen zu befreien. Wenn wir ihn annehmen, dann lohnt es sich Weihnachten zu feiern.

Als habe er mir zugezwinkert

Gerade in unserer hektischen Zeit ist es wichtig, einen guten Freund an der Seite zu haben

Von Helga Licher

In der Weihnachtszeit dürfen sie in keinem Haus fehlen. Als Boten Gottes haben die Engel einst die Welt erobert, um ihre Botschaft zu verkünden. Nachdenklich stehe ich vor dem kleinen Tisch auf dem unsere Weihnachtskrippe ihren Platz gefunden hat. Liebevoll haben wir den verwitterten Holzschuppen mit Tannenzweigen dekoriert und den Schafen einen neuen Unterstand gebastelt. Über dem Dach schwebt mit weit ausgebreiteten Flügeln ein kleiner Engel, der die heilige Familie beschützt. Sanft streiche ich dem Engel über sein goldenes Haar. Mit seinen Löckchen und den runden Pausbäckchen sieht er genau so aus wie unsere Tochter, als sie im Babyalter war. Aus diesem Grund wurde er kurzerhand zum Schutzengel unserer Familie ernannt.

Gerne erinnere ich mich an meine Kinderzeit, als meine Mutter abends vor dem Schlafengehen mit mir gemeinsam ein kleines Gebet an den Schutzengel richtete.

Ich spüre noch heute das Gefühl der Sanftheit und Sicherheit, das mich umgab wenn ich nach dem Gebet müde die Augen schloß und langsam in das Reich der Träume hinüberglitt. Schade nur, daß die Schutzengel in unserer heutigen Zeit unmodern geworden sind, denke ich. Kann nicht jeder Mensch so ab und zu einen persönlichen Schutzengel gebrauchen, der ihn begleitet und beschützt? Gerade in unserer hektischen Zeit ist es doch so wichtig geworden, einen guten Freund an seiner Seite zu haben, auf den man sich verlassen kann.



Oft kann man seinen Schutzengel nicht auf den ersten Blick erkennen. Sie schlüpfen nur allzu gerne in verschiedene Kostüme und tarnen sich so geschickt, daß niemand auf die Idee kommt, es mit einem Boten Gottes zu tun zu haben. Ich glaube, genau das ist auch der Grund, warum so viele Menschen denken, sie hätten gar keinen Schutzengel, oder er wäre ihnen vielleicht aus irgendeinem Grund abhanden gekommen.

Ein Gedanke beschäftigt mich in letzter Zeit immer wieder. Ist es möglich, seinen Schutzengel zu verleihen?

Jeder kennt das Gefühl, einsam und verlassen der Welt schutzlos ausgeliefert zu sein. Vielleicht hat der Schutzengel gerade eine wohlverdiente Pause eingelegt, und es war eben kein Vertreter zur Stelle.

Wenn es mir zur Zeit gut geht, könnte ich vielleicht für eine kurze Zeit meinen Schutzengel an einen Menschen ausleihen, der ihn gerade dringend braucht. Natürlich nur mit der Garantie, ihn jederzeit zurückzubekommen. Denn auch ich brauche einen kleinen persönlichen Schutzengel, auf den ich mich stets verlassen kann.

Lächelnd rücke ich die Figuren der Heiligen Drei Könige an ihren Platz neben der Krippe. Das rechte Bein des alten Esels wackelt beachtlich und muß nötig repariert werden, überlege ich, während ich dem Hirten behutsam ein Staubkorn vom Hut wische.

Versonnen fällt mein Blick wieder auf den Weihnachtsengel. Du wirst schon gut auf uns aufpassen, denke ich und plötzlich ist mir, als habe er mir zugezwinkert.

Schutzengelnotdienst, bitte melden!

Eine Geschichte zu Weihnachten um den Engel Kasimir und seine kleinen Nöte

Von Silke Osman

Er zauste sich verzweifelt seine braunen Haare. Schon wieder leuchtete die rote Alarmlampe auf. Was für ein Tag! Sollte er heute überhaupt nicht zur Ruhe kommen? Erst die Autofahrerin, die ein Rotlicht übersehen hatte, dann der Junge mit dem Fahrrad, der beängstigend leichtsinnig auf der Straße fuhr, und das kleine Mädchen am Fenster? Wenn es ihr nun gelungen wäre, das Fenster zu öffnen? Nicht auszudenken!

Kasimir ächzte und machte sich so schnell er konnte auf den Weg. Der Allerjüngste war er schließlich auch nicht mehr. Mit seinen 300 Jahren gehörte er zwar noch zur jungen Garde, doch war die anstrengende Arbeit beim Notdienst nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

Im Nu war er am Ort des Geschehens. Es war aber auch höchste Zeit. Kasimir schüttelte den Kopf: daß die Eltern auch nie schlau wurden! Wie konnte man nur ein kleines Kind mit brennenden Kerzen allein lassen! Der Steppke war schon beträchtlich nah an das verlockende Feuer herangekrabbelt, streckte gar schon eine kleine Hand nach der Flamme aus.

Kasimir blähte die Backen und blies so kräftig er konnte. Die Flamme verlöschte just in dem Augenblick, als die Mutter abgehetzt den Raum betrat. Sie wurde blaß, als sie die Gefahr erkannte, in der ihr Kind geschwebt hatte. Mit Tränen in den Augen nahm sie den Jungen auf den Arm und flüsterte erleichtert: „Mein Lieber, da hast du aber einen schnellen Schutzengel gehabt!“

> Die Muttter wurde blaß, als sie die Gefahr erkannte

Kasimir grinste verlegen und machte sich unauffällig aus dem Staub. So schnell war er schließlich doch nicht gewesen. Es hätte durchaus etwas dazwischenkommen können bei seiner Rettungsaktion. Er gehörte zwar dem Schutzengelnotdienst an, aber in diesen Zeiten, gerade im Winter und vor allem zu Weihnachten konnte einfach zuviel passieren. Die Menschen waren mit ihren Gedanken woanders, paßten nicht auf und schon geschah das Unglück.

Kasimir, der sich gern Kuddel nennen ließ, seit er einmal im Hafen diesen Namen gehört hatte, war ein besonders besorgter Schutzengel. Er war damals auch im Einsatz gewesen, hatte einem Käpt'n geholfen, die Balance zu halten, als der mit ein paar Schnaps zuviel fast über Bord gegangen wäre. Kuddel war ein Matrose, dem Kasimir damals tatkräftig zur Seite gestanden hatte.

Ach ja, mit seinem Namen war Kasimir ganz und gar nicht zufrieden. Er hatte Mühe, ihn selbst auszusprechen. Die anderen Engel grinsten meist vergnügt, wenn er sich vorstellte. Einer hatte sogar „Gesundheit“ gesagt, so als hätte er geniest. Wieder zauste er sich die braunen Haare. Überhaupt, Engel waren blond. Warum nur hatte er so einen dunklen Schopf? War er deshalb nur beim Notdienst gelandet und nicht bei den Hauptengeln, von denen die Menschen immer so liebevoll sprachen?

Kasimir kam nicht weiter in seinen Grübeleien. Die rote Lampe leuchtete schon wieder. Er düste los im Sauseschritt und wieder kam er gerade recht, einem Arzt das richtige Instrument zu reichen. Der gute Mann war einfach überarbeitet, keine Pausen, zu wenig Personal.

Das war ja noch mal gutgegangen. Kasimir war erleichtert. Gerade zu Weihnachten wollte er sein Allerbestes geben. Nicht auszudenken, wenn die frohe Botschaft vom Kind in der Krippe durch ein Unglück überschattet würde.

Kasimir schaute auf die Himmelsuhr. Es war spät, die anderen saßen jetzt bestimmt schon auf ihren großen, weichen Wolken und feierten ausgelassen die Heilige Nacht. An die Kollegen vom Notdienst dachte mal wieder keiner. Kuddel-Kasimir wollte schon resigniert auf seiner kleinen Wolke zusammensinken, als das rote Lämpchen ihn aus seinem Kummer riß. Er war ein Schutzengel vom Notdienst und ein solcher hatte seine Aufgaben zu erfüllen, ganz gleich zu welcher Jahres- und Tageszeit. Kasimir richtete sich auf und machte sich wieder auf den Weg.

Dieses Mal mußte er länger suchen, bis er seinen Einsatzort fand. Als er ankam, warteten dort schon andere Schutzengel auf ihn. „Da bist du ja endlich! Du bist der letzte, Kasimir. Jetzt können wir endlich los“, jubelten die anderen im Chor.

> Kasimir war verwirrt, aber die anderen lachten

„Los? Wohin? Wir müssen doch auf die Menschen aufpassen!“ Kasimir war verwirrt, aber die anderen Engel lachten. „Weißt du nicht, daß deine Zeit im Notdienst vorüber ist? 300 Jahre sind eine lange Zeit, jetzt kannst du dich auf deine Arbeit als geprüfter Schutzengel freuen. Die ist zwar auch verantwortungsvoll, aber du hast viel Unterstützung von den anderen Kollegen – und du hast Zeit, Weihnachten zu feiern.“

Kasimir staunte – ein richtiger Schutzengel, das war was. Er grinste verlegen und fragte: „Und dann lachen die anderen auch nicht mehr über meinen Namen?“ – „Nein Kuddel-Kasimir, das wird sich dann keiner mehr trauen.“

„Na dann wollen wir endlich Weihnachten feiern. Obwohl ... wer paßt denn jetzt auf die Menschen auf?“

„Heute ist doch Heiligabend, Kasimir. Da paßt das Christkind auf, daß nichts geschieht. Und morgen sind die neuen Schutzengel vom Notdienst dran.“

Kasimir seufzte beruhigt auf und machte sich mit den anderen Engeln auf den Weg, endlich Weihnachten zu feiern.

Spannend wie ein Krimi

Kunsthistoriker der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten auf der Spur von verschollenen Gemälden

Von SILKE OSMAN

Kommissar Zufall tritt unvermutet auf, hilft den Männern und Frauen auf die Sprünge, wenn auch manches Mal eine erfolgversprechende Spur wieder im Sande verläuft. Ein Krimi? – Keineswegs. Doch spannend kann die Arbeit mit alten Meistern allemal sein, davon wissen die Kunsthistoriker der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG) ein Lied zu singen. Christoph Martin Vogtherr, Kustos für französische und italienische Malerei bei der SPSG, ist gerade Bildern auf der Spur, die einst Friedrich der Große für seine Sammlung erworben hat. „Friedrich kaufte nur die teuersten und besten Bilder", weiß Vogtherr, der ein Jahr lang in Paris Bibliotheken und Archive durchforsten wird, um ganz speziellen Fragen nachzugehen: Warum hat der Preußenkönig gerade diese Bilder auf dem Pariser Kunstmarkt gekauft? Wann und zu welchem Preis hat er sie erworben? Und wer hat ihn dabei eventuell beraten? Eine langwierige Arbeit, denn schließlich besitzt die SPSG mit rund 400 Bildern nach dem Louvre in Paris die bedeutendste Sammlung französischer Malerei des 18. Jahrhunderts.

Doch nicht nur Friedrich der Große hat Wesentliches zum Aufbau der Gemäldesammlung in Preußens Schlössern beigetragen, auch sein jüngerer Bruder Heinrich, oft unterschätzt und im Schatten des großen Bruders stehend, war durchaus daran beteiligt. Zu dieser Auffassung gelangten die Kunsthistoriker, als sie für das Jahr 2002 eine Ausstellung zum 200. Todestag des Prinzen vorbereiteten. Dabei zeigte sich deutlich, daß Heinrich „eine wichtige Gestalt der Epoche mit einem europäischen Netz von politischen, intellektuellen und künstlerischen Kontakten" war (Vogtherr). Schon 1985 hatte die damalige Potsdamer Schlösserverwaltung im Rahmen einer Ausstellung zum ersten Mal auf Forschungen zur Sammlung des Prinzen verwiesen. Doch 20 Jahre mußten vergehen, bis man endlich greifbare Erfolge vorweisen konnte. Fünf Bilder aus der Sammlung des Prinzen wurden nun in Bordeaux aufgespürt. Und ein Ostpreuße war's, der die Forscher „indirekt" auf die heiße Spur führte. Ein Werk des in Königsberg geborenen Barockmalers Michael Willmann, das im Inventar des Schlosses Rheinsberg 1802 aufgeführt war, sollte sich im Musée des Beaux Arts in Bordeaux befinden. Dort konnte Gerd Bartoschek, Kustos für die deutschen und niederländischen Gemälde der SPSG, zwei Gemälde identifizieren, die seit 1779 im Berliner Palais des Prinzen Heinrich nachweisbar waren. Eines dieser Bilder wurde schließlich von den Franzosen für die Ausstellung in Rheinsberg ausgeliehen.



Foto: SPSG

Schloß Rheinsberg: Ein Blick in die Bildergalerie zeigt neue Pracht.

„Wie so häufig im Vorfeld großer Ausstellungen fehlte damals die Zeit für weitere Recherchen", bedauert Vogtherr. Doch bald gab sich dann doch Gelegenheit, genauere Nachforschungen in Frankreich anzustellen. „Die drei identifizierten Gemälde aus der Sammlung des Prinzen Heinrich waren alle durch einen Händler der französischen Armee nach Bordeaux gelangt, der sich wahrscheinlich zur Zeit der Versteigerung von Heinrichs Nachlaß in Berlin aufhielt. Dieser Charles-Henry Gauldrée de Boilleau, Marquis de Lacaze, hatte sie 1829 der Stadt Bordeaux als Teil seiner Sammlung verkauft, die er bereits 1821 dem neuen Museum der Stadt als Leihgabe überlassen hatte." Ingesamt sind es fünf Gemälde aus der Sammlung des Prinzen, die sich aus Platzmangel bis vor kurzem im Depot des französischen Museums befanden. Nun aber wurden sie als Dauerleihgabe der SPSG zur Verfügung gestellt, die im Gegenzug die Bilder restaurieren wird.

„Das Projekt", betont Vogtherr, „zeigt beispielhaft die Vorteile einer internationalen Kooperation. Beide Seiten erlangen wertvolles Wissen über die Geschichte ihrer Sammlungen; Kunstwerke aus dem Depot werden restauriert und öffentlich ausgestellt, und ein preußisches Schloß des 18. Jahrhunderts gewinnt originale Stücke aus der Sammlung seines früheren Bewohners zurück. Über diese Aspekte hinaus tragen solche Projekte aber auch wesentlich zum Zusammenwachsen Europas und zum Ausbau eines internationalen Netzwerks bei. Der Blick auf das 18. Jahrhundert ruft in Erinnerung, wie intensiv die Verbindungen zwischen den Regionen – zumindest für bestimmte Bevölkerungsschichten – schon einmal waren. An dieses Erbe können das Museum von Bordeaux und die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg mit besonderer Freude anknüpfen und es in den Formen unserer Zeit weiterentwickeln."

Neben den fünf Leihgaben aus Bordeaux kann die Stiftung in Rheinsberg aber auch drei Neuerwerbungen präsentieren. Prinz Heinrich war 1802 hochverschuldet gestorben, seine Kunstsammlung wurde versteigert und in alle Himmelsrichtungen verteilt. Hin und wieder allerdings tauchen Stücke auf dem Kunstmarkt auf. So hat die Stiftung in Paris zwei Gemälde des Italieners Michele Rocca erwerben können, die seit 1769 im Berliner Palais des Prinzen Unter den Linden nachgewiesen waren und zu den seltenen Werken des norditalienischen Rokoko zählen („Acis und Galathea", „Bacchus und Ariadne").

Nicht weniger bedeutend ist die dritte Neuerwerbung der SPSG für Schloß Rheinsberg, handelt es sich doch um ein Gemälde des Hofmalers Antoine Pesne, der unter drei preußischen Königen wirkte und wesentlich zur Entstehung des friderizianischen Rokoko beitrug. Seine „Gesellschaft im Freien" (Landschaft mit wandelndem und lagerndem Paar) war der Pesne-Forschung bisher unbekannt und gilt heute als das einzige direkte Zeugnis für Pesnes Auseinandersetzung mit der Kunst Watteaus, hat er doch Figuren aus einem Meisterwerk seines französischen Kollegen direkt „zitiert" („Liebe auf dem Lande", heute im Schloß Charlottenburg). Zu Zeiten Kaiser Wilhelms II. gehörte das Gemälde Pesnes zur Einrichtung seiner Wohnung im Oberen Fürstenquartier des Neuen Palais. Es stammte aus dem Nachlaß des Staatsministers im Departement für auswärtige Angelegenheiten Friedrich Wilhelm von Thulemeier, der 1784 mit Franklin, Jefferson und Adams einen „Commercientractat" aushandelte, mit dessen Abschluß Preußen die Vereinigten Staaten von Amerika diplomatisch anerkannte.

Die Hohenzollern hatten das Bild von Pesne Mitte der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts an einen Industriellen nach Boitzenburg / Elbe verkauft, dessen Familie es später in die Schweiz mitnahm. Nach langen Irrwegen ist es nun auf märkischen Boden zurückgekehrt und kann in Rheinsberg bewundert werden. Und da sage noch einer, Kunstgeschichte sei nicht spannend.

Widerstand gegen den Weihnachtsmann

Auf der Suche nach Alternativen zur Nikolaus-Attrape in Film und Fernsehen

Von BERNHARD KNAPSTEIN

Aller Orten findet man seit Wochen rote Männer fassadenkletternd, schornsteinguckend, türbewachend und vor allem schaufensterdekorierend vor. Der Weihnachtsmann, auch als „Santa Claus" daherschleichend, hat den Heiligen Nikolaus von Myra in der einst christlichen deutschen Gesellschaft verdrängt. Das katholische Bonifatiuswerk kämpft nun mit Internetseiten (www.weihnachtsmannfreie-zone.de), Aufklebern und Pressemitteilung um „Weihnachtsmannfreie Zonen". Mit deutlichen Worten wird das Hineinwachsen des Konsum anregenden, rotgewandeten Mannes in die Advents- und Weihnachtszeit gegeißelt. Der heilige Bischof von Myra „trägt keine Bommelmütze, sondern eine Mitra und einen Bischofsstab und er hängt auch nicht an Fenstern und Hausfassaden", wettert Prälat Clemens Kathke. Der Generalsekretär des Bonifatiuswerkes der deutschen Katholiken steht in dieser Sache nicht allein. Auch ZDF-Moderator Peter Hahne findet deutliche Worte. „Der Weihnachtsmann ist ein Packesel der Konsumgesellschaft!"

Doch auch Spaßvögel haben von dem roten Kapitalismus-Opa, der neben dem Heiligen auch das Christkind ersetzt, genug und zeigen dies mit drastischen Gesten. So sieht man gelegentlich den Weihnachtsmann im Vorgarten eines Hauses sich in ein Klosett übergebend oder sogar vom Balkon am Galgen baumelnd. Besonders für Eltern ist es schwer, an der hochnotpeinlichen Nikolaus-Attrappe vorbeizukommen. Kinder werden in der Werbung, im Fernsehen und im Kino mit rührenden und soll-komischen Weihnachtsmanngeschichten überschüttet. Gerade die Filmindustrie hat maßgeblich zu der Verdrängung des christlichen Hintergrunds der Advents- und Weihnachtszeit beigetragen.



Aus den Vereinigten Staaten von Amerika erreichte im Jahr 2000 unsere Kinder „Der Grinch", ein grünfelliger Widerling, der das Weihnachtsfest von Who-Ville durch den Diebstahl restlos aller Geschenke ruiniert, um dann zu guter Letzt doch noch von einem Kind errettet zu werden. Das Monster bekommt ein großes Herz und bringt Who-Ville alle Geschenke zurück, nicht ohne einen ordentlichen Schuß Restbosheit. In den USA wurden auch all jene Filme produziert, die bei Amazon, einem der größten Internet-Versandbuchhandel, unter den ersten zehn Verkaufsschlagern der Weihnachtsfilme geführt werden. Darunter Klamotten wie „Santa Claus" 1 und 2 mit Tim Allen, die abgedrehte Kinderschreck-Schwarte „Kevin allein zu Haus" und der weihnachtsgestreßte Schwarzenegger in „Jingle all the way". Etwas harmonischer kam im Vorjahr die Computeranimation „Der Polarexpress" daher. Doch auch in diesem Zelluloidschinken geht es letztlich nur darum, daß dank Elfen und Weihnachtsmann alle Geschenke ihren Weg dorthin finden, wo man noch an den Weihnachtsmann glaubt. Zweifelnde Kinder werden zuvor noch im Schlafanzug mit dem Polarexpress-Zug zum Nordpol entführt und einer frostigen Gehirnwäsche unterzogen.

Die in diesen Filmen immer wieder thematisierte größte Gefahr für den Weihnachtsmann scheint überhaupt zu sein, wenn Kinder nicht mehr an ihn glauben. In „Santa Claus" reagiert die gesamten Elfenwelt tödlich entsetzt, als Schauspieler Tim Allen als designierter neuer Weihnachtsmann nicht an sich selbst und seine neue Rolle glauben möchte und ein kleiner Elf tränenrührendes „Dann wird der Geist der Weihnacht sterben!" von sich gibt. Wäre es doch nur so!

In diesem Jahr zieht die deutsche Filmbranche nach. Mario Adorf persönlich spielt in „Es ist ein Elch entsprungen" den Weihnachtsmann, dessen sprechender Geweihträger „Mr. Moose", bei einem Testflug die Kontrolle über den fliegenden Schlitten verliert und durch das Dach einer Familie kracht. Fortan will der Vermieter der Familie und passionierte Jäger den Elch zur Strecke bringen. Weihnachtsmann Adorf muß rettend eingreifen.

Weihnachtsfilme, die einen christlichen Hintergrund oder doch wenigstens einen historischen Hintergrund bieten, sind wahrlich rar geworden. Eine kleine Ausnahme scheint da – die leider englisch getitelte – Kinoneuheit „Merry Christmas" zu sein, die noch dazu einen wahren Hintergrund hat. Weihnachten 1914. An der Front tobt ein gnadenloser Krieg zwischen Deutschen, Schotten und Franzosen. Granaten und Bajonette bringen Tod und Verderben. Inmitten dieser Hölle erblüht ein kleines Weihnachtswunder. Die Waffen schweigen, Soldaten verlassen die Gräben und singen „Stille Nacht, heilige Nacht". Über mehrere Tage fällt kein Schuß, man tauscht sich aus, besucht sich sogar in den gegnerischen Schützengräben und erbitterte Feinde feiern auf dem blutdurchtränkten Schlachtfeld eine gemeinsame Messe. Ein Wunder halt, aber ein historisches!

Auch in den USA wird alljährlich eine Alternative zu den Weihnachtsmann-Streifen, ein Klassiker aus dem Jahre 1946, auf allen Kanälen ausgestrahlt. In „Ist das Leben nicht schön" verhilft George Bailey (James Stewart) einem Engel zu seinen Flügeln, indem er sich selbst vom Engel helfen läßt. Der flügellose Engel zeigt dem suizidgefährdeten Bailey was Schlechtes geschehen wäre, hätte er niemals gelebt. George muß erkennen, sein Leben hat einen von Gott gewollten Sinn. Am Schluß wird er, der selbst Bankrotte, von Menschen beschenkt, denen er stets freundlich und hilfsbereit gegenübergetreten ist.

Für jedermann ist nachvollziehbar, Liebe ist im irdischen Sinne keine Beziehung zwischen Weihnachtsmann und Kind, sondern zwischen Menschen. Selbst atheistische Julfest-Freunde müßten den Weihnachtsmann daher ablehnen. Für den Christen hat die Liebe noch eine weitere Dimension. Das, was in den Weihnachtsmann-Filmen die unpersönlichen Geschenkpakete vom Nordpol sind, wird hier als Akt der gelebten Nächstenliebe dargestellt.

Wer ein ambivalentes Verhältnis zu Weihnachten hat, der wird auch die alternativen Filme als Kitsch abtun. In einer Weihnachtswelt, in der die Geburt Christi und unsere Kultur von dem durch Industrie und Filmgeschäft gesponsorten Weihnachtsmann ins Substanzlose verdrängt werden wird, bleiben sie eine gute Alternative. Wer Filme gar nicht mag, der darf ruhigen Gewissens das Kino meiden und den Fernseher abgeschaltet lassen und auf das gute alte Buch zurückgreifen. Übrigens: Da gibt's so einen zweiteiligen Klassiker, der hat auch etwas mit Weihnachten zu tun. Hochspannend und knapp zweitausend Jahre jung ... ! Besinnliche Festtage!

Schüler erfahren Geschichte aus erster Hand

Betr.: „Zeitzeuge Horst Potz berichtet vor 80 Gymnasiasten“ (Nr. 43)

In der *PAZ* stieß ich auf einen für mich sehr interessanten Bericht. Ich stellte fest, daß der Zeitzeuge Horst Potz ein ehemaliger Klassenkamerad von mir ist. Wir besuchten die Schule in Popelken, Kreis Labiau. Mit großem Interesse habe ich diesen Bericht gelesen und möchte durch meinen Leserbrief auch ehemalige Ostpreußen ansprechen, ihre Erlebnisse an junge Menschen zu übermitteln, um deren Geschichtskenntnisse über die Zeit des Zweiten Weltkrieges und die Zeit danach zu erweitern.

Horst Potz hatte den Entschluß gefaßt, daß er das Erlebte während des Krieges und auch nach dem Krieg an die heutige Jugend weitergeben wollte. Er hatte Kontakt mit Schulleitern aufgenommen, um vor Schülerinnen und Schülern über seine Flucht zu sprechen. Bisher hat er neun Vorträge vor insgesamt 630 Schülern und 15 Lehrkräften gehalten. Das Ergebnis dieser Vorträge war sehr wirkungsvoll. Die Schülerinnen und Schüler hatten auch Stellung zu dem Gehörten genommen. Hierzu eine Aussage des Schülers Sven Mantei (19) Lehrte: „Meine Oma ist auch in dieser Zeit geflüchtet. Sie spricht nicht viel darüber und ich lasse sie damit auch in Ruhe. Das müssen schlimme Dinge sein, die sie erlebt hat.“ Der gebürtige Ostpreuße Horst Potz sagte über die Flucht: „Es war eine Reise voller schrecklicher Ereignisse. Haß empfinde ich trotzdem nicht gegenüber den Russen. Es sind nicht die Menschen, die schlimm sind, sondern der Krieg. Deswegen engagiere ich mich heute auch für meine alte Heimat.“ **Anneliese Todt, Nortorf**

Klirrende Kälte, Tannenbaum und Weihnachtsgans

Betr.: Weißt du noch ? Damals ... zu Hause in Deutschland

Wenn nach den Herbststürmen die Felder kahl waren und die Sonne blutrot hinter dem fernen Wald versank, erlebten wir Kinder dann, was Oma uns erzählt hatte: Die Heinzelmänner backen schon die Christfestkuchen.

Klirrende Kälte fror die Seen und Bäche in der Nacht und der Frost malte Eisblumen an die Fensterscheiben. Durch ein Guckloch nur sahen wir den ersten Schnee und die ganze Welt draußen war ein weißes Wunder.

Schlitten, Ski und Schlittschuhe wurden fertig gemacht und die Handschuhe und Pudelmützen herausgesucht. Der Kachelofen glühte und Äpfel schmorten im Kamin. Heimlich wurden die Weihnachtsgeschenke gebastelt. Da war der atemberaubende Geruch von Leim, Holzfarbe und die fette Weihnachtsgans brutzelte in der Ofenröhre.

Am Heiligen Abend holten wir eine stubenhohe Tanne aus dem Wald; das Haus roch dann nach Tannengrün. Die Eltern schmückten den Baum mit glänzenden Kugeln, mit Lametta und Kerzen, die uns so wunderbar leuchteten. Die Türe zur Guten Stube war gesperrt bis zur Bescherung, und wir sagten Gedichte auf, sangen die altvertrauten Lieder. Geschenke wurden erst am Heiligen Abend unter'm Baum versteckt. Hell klang die lachende Freude suchender Kinder.

Wir waren wirklich zufrieden und so glücklich zusammen und feierten mit Tannengrün die Rückkehr des Nordlichts.

War es so oder ist die alte Heimat durch unsere Erinnerung verzaubert worden? **George Gaschk, Cottesloe, West Australien**

Polen als Sieger

Betr.: „Zentrum gegen Vertreibungen“

Wenn das Thema „Ehrenmal zur Erinnerung an die Vertreibung der Deutschen“ weiter öffentlich diskutiert wird, ist zu befürchten, daß die deutsche Regierung und der Bundestag aus „political correctness“ der polnischen Forderung nachkommen, das Denkmal in Breslau, also auf polnischem Boden, zu errichten.

Das müßten wir natürlich mit deutschem Bußgeld bezahlen und dann werden 500 Millionen Euro nicht reichen. Bei der derzeitigen Finanzlage sollten wir uns das ersparen.

Das Ehrenmal sollte deshalb ohne Regierung und ohne Bundestag errichtet werden, wahrscheinlich aus Kostengründen etwas schlichter.

Um den Ansprüchen Polens zu genügen, soll durchaus darauf hingewiesen werden, daß die Vertreibung eine Folge von Hitlers Politik war. Aber das Gedenken an die deutsche Not darf man uns nicht verbieten.

Wilhelm Fuehrer, Köln



Foto: pa

Wird Merkel sich für das „Zentrum gegen Vertreibungen“ auch gegen Widerstände durchsetzen? Die deutsche Bundeskanzlerin bei ihrem ersten Besuch beim polnischen Präsidenten Lech Kaczynski (Mitte) und dem polnischen Außenminister Stefan Meller

»Erste Verdiener«

Betr.: „Sankt Florian läßt grüßen“ (Nr. 48)

Nun haben wir sie also, die große Koalition. Die beiden Parteien, die sich während des Wahlkampfes aufs heftigste bekämpften, wollen nun zusammen regieren. Das kann doch wohl nicht gut gehen.

Auf der Strecke bleibt wieder einmal der Wähler, der sich bei der Wahl aufgrund der Wahlprogramme für eine Partei entschieden hat und sich nach all den Kompromissen mit Recht betrogen fühlt.

Also wieder einmal rauf mit den Steuern statt runter, Kürzungen auf den verschiedensten Gebieten. Statt durchgreifender Reformen Flickschusterei wie bisher. Bei den Ausgaben muß natürlich gespart werden, aber bitte doch nicht bei den Diäten.

In Umkehrung des Satzes Friedrich des Großen: „Ich bin der erste Diener meines Staates“, gilt für unsere Abgeordneten: „Wir sind die ersten Verdiener dieses Staates.“

W. Talkenberg, Windhoek / Namibia

Gewalt, wo immer sie auftritt, ächten

Betr.: „EKD-Chef gegen Zentrum“ (Nr. 45)

Es ist nicht vergessen, daß der EKD-Chef Bischof Huber der Sozialdemokratie anhing und für sie tätig war. Den Parteifunktionär hat er für sich abgewählt und ist Kirchenfunktionär geworden, aber er ist doch der Mensch geblieben, der er war. Er hat sich ja sein sozialdemokratisches Herz nicht herausgerissen. So darf man vermuten, daß ihm seine ehemalige Partei nicht fern steht. Und die Sozialdemokraten scheinen Angst davor zu haben, daß die an Deutschen begangenen Vertreibungsverbrechen in das Bewußtsein unserer Bürger rücken und sie dazu bringen könnten, von ihrer Rolle als auf Ewigkeit Schuldige abzurücken. Nicht, daß es um Aufrechnung ginge. Untaten lassen sich niemals aufrechnen. Aber wissen sollten wir doch von allem, was geschehen ist. Und so wie wir die Opfer einer von Deutschland ausgehenden Politik beklagen, so sollte es doch für die Bürger anderer Staaten selbstverständlich sein, allen Opfern von Gewalt ihr Mitleid und ihre Trauer zu gewähren, auch den deutschen.

Da die Geschehnisse bei der Vertreibung der Deutschen und ihr Ausmaß über Jahrzehnte hinweg verschwiegen worden sind, gehört ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ nach Berlin, weil hier die Erfahrungen vorhanden sind, die Menschen den Willen mitgeben können und sollen, nirgendwo die Vertreibung von Menschen zuzulassen und Gewalt, wo immer sie auftritt, zu ächten.

Friederike Escher, Bayreuth

Bin ich rechts, wenn ich mein Land mag?

Betr.: „Heimatlose Rechte“ (Nr. 46)

Was ist denn rechts, wirklich rechts, womit ich nicht das meine, was uns von vielen Politikern und Medien in gewolltem Durcheinander als konservativ, rechts, rechtsradikal oder rechtsextremistisch unterstellt wird? Ich weiß es nicht!

Bin ich rechts, wenn ich mein Land mag und mir große Sorgen um seine und meiner Kinder und Enkel Zukunft mache? Bin ich rechts, weil ich deutschen Politikern mißtraue und daran zweifele, ob sie es wirklich gut mit Deutschland und den Deutschen meinen?

Bin ich rechts, wenn ich mir wünsche, daß Deutschland ein deutsches Land bleibt, abendländisch-christlich und nicht islamisch? Bin ich rechts, wenn ich meine, daß Toleranz und Freiheit nicht die Selbstvernichtung einschließen?

Bin ich rechts, wenn ich glücklich darüber bin, daß wir in großen Teilen Europas zum Frieden gefunden haben und auf dem Wege zur Freundschaft sind, aber nicht möchte, daß wir Multikultistaaten werden und zu einem Einheitsbrei verkommen? Deutsche sollen Deutsche wie Briten Briten bleiben.

Und bin ich rechts, wenn ich als ehemaliger Napola-Schüler und Freiwilliger der Waffen-SS mich vor meine Kameraden stelle und es als schändlich empfinde, wie man mit ihren Gefallenen heute umgeht? (Das soll an Fragen genügen, es gäbe noch viele.)

Dieter Pfeiffer, Berlin

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(kommissarisch, V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Sverre Gutschmidt (kommissarisch); **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2003 Bezugspreis Inland 7,55 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 9,50 € monatlich, Luftpost 13,20 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf. – ISSN 0947-9597.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51

http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.LM-Ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@LM-Ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@LM-Ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **3214**

Bezeichnende deutschfeindliche Haltung

Betr.: „Ströbele: Papst ist nicht deutsch“ (Nr. 45)

Für Ihre Meldung, daß der vorbestrafte grüne MdB Ströbele Benedikt XVI. die deutsche Staatsangehörigkeit aberkennen will, danke ich Ihnen besonders, weil die großen deutschen Tageszeitungen dem Vaterland diese, meines Erachtens bezeichnende Haltung eines ohne Zweifel bedeutenden Grünen vorenthalten, aus welchen Gründen auch immer. In Polen oder Frankreich wäre eine solche Auffassung undenkbar.

Dr. Friedrich Tillmann, Hattingen

Vom Vergessen und Wachhalten

Betr.: „Der Schicksalstag der Deutschen“ (Nr. 44)

Die zeitgeschichtliche Würdigung des 9. November in der *PAZ*, Folge 44, ist anerkennenswert. In der Tat ist der 9. November ein Datum, das zu Erinnerung und Rückbesinnung ebenso Anlaß gibt, wie zu Trauer, aufbrandender Wut aber auch überschwenglicher Freude. Gestatten Sie mir zu diesem denkwürdigen Tag folgenden Nachtrag.

1. Als Ursache der Unruhen, die auch zur Abdankung des letzten deutschen Kaisers führten, wird unvollständig nur vom Novemberaufstand der Matrosen in Wilhelmshaven und Kiel berichtet. Dieser Aufstand dort hat zwar stattgefunden, aber ursächlich für die Revolution waren die Kriegsmüdigkeit und die zunehmend katastrophale Ernährungslage in Deutschland. Die Bevölkerung hungerte und fror erbärmlich im „Steckrübenwinter“ 1917/1918. Tausende erlagen dem Elend.

2. Auch dies geschah an einem 9. November:

Kurz nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, am Vorabend des 9. November 1939 verübte der Schreinergeselle Johann-Georg Elser ein Attentat auf Hitler. Hinter Hitlers Rednerpult im Münchener Bürgerbräukeller ließ er eine selbstgebastelte Bombe hochgehen. Hitler überlebte. Der Attentäter wurde in der Frühe des 9. November an der deutsch / schweizerischen Grenze verhaftet und am 9. April 1945, kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges im KZ Dachau exekutiert.

Die an historischen Fakten festgemachten Informationen, auch über die Verbrechen der Nationalsozialisten, sind notwendig und berechtigt. Aber wie gut oder verzichtbar das Vergessen oder das Wachhalten von Unabänderlichkeiten der Vergangenheit ist, mag jeder für sich selbst entscheiden. Zumal Erinnerungen stets unterschiedliche Emotionen auslösen. Der bekannte Schriftsteller und Publizist Ludwig Marcuse schrieb nach seiner Rückkehr aus der Emigration, „man verwechsele nicht, was in den Geschichtsbüchern steht, mit dem, was einer, dessen Zeit sie beschreiben, durchgemacht hat!“

Peter Kopyciok, Kipfenberg

Asyl für Juden

Betr.: Leserbrief „Verjagt“ (Nr. 47)

Immer wieder erfahren wir gerade auch aus Leserbriefen Ihrer Zeitung wichtige Informationen, die man sonst nirgendwo finden kann. So schreibt zum Beispiel Herr Pohl: „500 000 Juden flohen ab 1918 vor den polnischen Pogromen nach Deutschland.“ So etwas habe ich noch nie gelesen! Und der übrigen Bevölkerung dürfte diese Meldung ebenfalls neu sein. So schlimm kann Deutschland damals also nicht gewesen sein, da so viele Juden hier um Asyl baten! Diese Tatsache darf nicht verschwiegen werden, damit eine echte Versöhnung zwischen unseren beiden Völkern herauskommt. **Inge Schmidt, Hamburg**

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.



Foto: Bel

Fundgrube oder Rumpelkammer: Dachböden beherbergen so manche Erinnerung.

Dämmrige Zwischenwelt

Vom Verschwinden der Dachböden und dem damit verbundenen Verlust

Von Steffen Heitmann

Im November vorigen Jahres sind wir umgezogen. Mehr als 20 Wohnungen hatten wir zuvor besichtigt. Dabei fiel uns eine moderne Merkwürdigkeit auf: Es gibt bei uns keine Dachböden mehr. In Neubauten werden sie gar nicht mehr vorgesehen, in Altbauten sind sie inzwischen bis zum letzten Quadratmeter zu Wohnungen ausgebaut, selbst wenn ein Mensch von normaler Größe sich nur an einigen Stellen ganz aufrichten kann. Jetzt wohnt also über uns, dort wo früher der Dachboden war, eine Familie.

Erst durch diese Erfahrung ist mir jetzt bewußt geworden, wie bedeutsam das Vorhandensein von Dachböden für das Welterleben und für das Lebensempfinden ist. Ich bin in einem großen Mietshaus aufgewachsen; in dessen Erdgeschoß und den drei Etagen darüber befand sich jeweils eine Wohnung mit sieben Zimmern. Im Keller lagen eine Werkstatt und eine Hausmeisterwohnung sowie zahlreiche Kohlen- und Vorratsräume.

Über der dritten Etage erstreckte sich ein weiträumiger Dachboden. Der große Mittelteil, gesäumt von den Säulen der gemauerten Schornsteine, war im wesentlichen leer und diente vor allem dem Wäschetrocknen. Eine steile Leiter lockte zum Austritt auf die Bretter, die eigentlich nur dem Schornsteinfeger vorbehalten waren. Die umliegenden, vielfach verwinkelten, balkenreichen Bretter- und Lattenverschläge, teilweise nur mühsam einsehbar und verschlossen, wurden zum Abstellen momentan oder überhaupt nicht mehr benötigter Gegenstände genutzt.

Gewiß, auch der Keller war Objekt unserer Neugier und barg mancherlei Geheimnisse. Aber das Dunkle, Dumpf-Muffige, das er darbot, gab ihm von vornherein eine gewisse Inferiorität. Die Anziehungskraft des Dachbodens, im Familienjargon einfach „Boden" genannt, war ungleich größer. Schon die hölzerne, um ein Viertel verdrehte Treppe stimmte ein auf die dämmrige Zwischenwelt, die einen erwartete.

Man wußte die geordnete Wohnwelt unter und den freien Himmel über sich, blieb mit beidem verbunden und doch davon getrennt. Obgleich man sich in einem geschützten Raum wähnte, blieben Hitze und Kälte elementar erlebbar. Die geheime, weil verbotene, Aussicht aus dem Dachfenster gestattete einen Blickwechsel auf die bekannte Lebensumwelt und machte sie zum Mittelpunkt eines weiten Horizonts. In solchen Zwischenräumen wächst Phantasie, die Voraussetzung von Kreativität. Solche Zwischenräume prägen unser ambivalentes Lebensgefühl.

Welch nachhaltigen biografischen Eindruck Dachböden hinterlassen können, ist besonders in den Lebenserinnerungen aus dem 19. Jahrhundert nachzulesen, als den Hausböden auch als Speicher große Bedeutung zukam. Und manchmal frage ich mich, ob wohl Theodor Fontane ein so wunderbarer Schriftsteller geworden wäre, wenn er nicht durch die Schule der Phantasie gegangen wäre, die das alte Apothekerhaus in Swinemünde mit seinen fünf Dachböden für ihn bedeutete.

Wenn wir bei unserer Wohnungssuche auf die Wünschbarkeit eines Dachbodens hinwiesen, wurde uns in der Regel erwidert, bei den Dingen, die man dort ablege, stelle sich meist nach Jahren heraus, daß man sie nicht vermißt habe und sie deshalb entbehrlich seien. Nun, auch in meiner Wohnung umgebe ich mich mit vielen Dingen, die ich im vordergründigen Sinne „nicht brauche", die aber doch einen Teil meines Lebens ausmachen. Und gerade ein Umzug, bei dem lang verborgene Zeugnisse der Familiengeschichte oder der eigenen Biographie wieder vor Augen treten, zeigt, welch Lebensreichtum in dem Verwahrten ruhen kann.

Ich zehre noch heute von den vielen Tagen, die ich – oft gescholten, warum ich nicht „an der frischen Luft" sei – auf dem Boden meiner Kindheit verbrachte. Zeitweise richtete ich mir dort eine Art faustische Studierstube ein, hängte – in einer botanischen Phase – Heilkräuter zum Trocknen auf, verschlang – in meiner Indianerphase – trotz tropischer Hitze pro Tag ein Karl-May-Buch.

Die Firmennamen auf der alten Geschäftspost meines Großvaters sind mir noch heute vertraut. Überraschungen aus alten Familienpapieren irritierten mich. Die Kiste einer Tante enthielt die jahrgangsweise gebundenen Hefte der „Filmwelt", die mir eine ganz fremde und verlockende Welt erschlossen. Spielzeug und Bücher aus der Jugendzeit meiner Mutter waren interessanter als alle zeitgenössischen Geschenke.

Nun also leben wir ohne Dachboden. Wir verkraften das; die Kinder sind erwachsen und hatten ihr Boden-Erlebnis. Aber mir erscheint das Verschwinden der Dachböden durchaus als ein kultureller Verlust. Und ich rufe allen zu, die noch nicht den letzten Winkel ihres Hauses renditeträchtig ausgebaut haben: Erhaltet euren Dachboden und laßt gelegentlich eure Kinder darauf spielen!

Steffen Heitmann ist Mitherausgeber der Wochenzeitung „Rheinischer Merkur", in der dieser Artikel erschien. Heitmann, der von 1990 bis 2000 Sächsischer Staatsminister für Justiz war, war 1993 als CDU-Kandidat für das Bundespräsidentenamt im Gespräch.



Ein Stück eigene Identität geht verloren

Mit dem Verschwinden von Dachböden geht nicht nur ein Lagerplatz und ein geheimnisumwobenes Kindheitserlebnis verloren, sondern auch ein Stück Geschichte. Indem es keinen Stauraum mehr gibt, um Erinnerungsgegenstände und alte Möbel, Kisten mit Fotos, Briefen und alten Urkunden zu lagern, wird alles was im Moment nicht gebraucht wird, weggeschmissen.

Wie oft haben sich in Kisten auf den Dachböden der verstorbenen Großeltern noch Tagebücher oder ähnliches finden lassen, die manchmal auch noch von den Urgroßeltern stammten und dem Finder etwas über die nie kennengelernten Verwandten verriet.

Auch alte Möbel kommen beim Fehlen von Dachböden und Kellern, auch jene werden weniger, einfach auf den Müll, können also nie zu einer Antiquität werden und den Nachgeborenen keinen Eindruck davon vermitteln, wie ihre Vorfahren gewohnt haben.

Mancher Dachboden ist zudem auch eine finanzielle Fundgrube: Ob abgestellte Gemälde oder wertvolles Porzellan; manchmal läßt sich mit dem alten Zeug noch Geld machen.

Und noch ein Beispiel: Hätte es im Hause Reese keinen Dachboden gegeben, hätten die Aufzeichnungen des jungen Wehrmachtsoldaten Willi Reese auch nicht überdauert. Mit dem Titel „Mir selber seltsam fremd" wurden die Kriegserlebnisse des 1944 Gefallenen jedoch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. *Bel*

Eine Reise der besonderen Art

Vater und Sohn wurden tagsüber von der russischen Polizei abgezockt und genossen die Abende

Von Peter Graeber

Mein Sohn Michael und ich entschlossen uns zu einer Reise in die Heimat. Um beweglicher zu sein und aus dem Reiz des Abenteuers, wählten wir als Transportmittel das eigene Auto.

Nach den üblichen Reisevorbereitungen – vor allem Reisepaß- und Visa-Beschaffung – bestiegen wir an einem Donnerstag um vier Uhr früh den Ford Escort älteren Baujahres und machten uns auf den Weg von Bad Nenndorf Richtung Osten.

Bei Küstrin passierten wir problemlos die Staatsgrenze zur Republik Polen, was letztlich dem Anschluß an die Europäische Union zu verdanken ist. Aufmerksam befuhren wir – über Landsberg, Marienburg, Elbing und Braunsberg – die alte Reichsstraße 1, die in beachtlich gutem Zustand war, gen innerostpreußische Grenze. Gegen 14 Uhr lag sie nun vor uns und wir spekulierten, welche Abfertigungszeiten uns wohl aufhalten werden. Erstaunlicherweise hatten wir alle Formalitäten bereits nach zwei Stunden hinter uns gebracht und zwar inklusive Zoll und Abschluß einer separaten Versicherung für Schäden, die unser Kraftfahrzeug hätte anrichten können. Auch die Straßen bis Königsberg waren in einem erträglichen Zustand, so daß wir die Stadtgrenze schon um 17 Uhr vor uns sahen. Eine Unterkunft hatten wir nicht vorbestellt, was uns nicht so sehr sorgte wie die Straßen, die sich in einem derartig schlechten Zustand befanden, daß wir Achsbruch oder Reifenplatzen jederzeit befürchten mußten. An den wenigen Ampeln ging es zu wie bei einem Start eines Stoppelfeldrennens. Jeder fuhr drauf los, was das Zeug hielt, und rechts und links, in dritter oder sogar vierter Spur – ohne daß diese gekennzeichnet gewesen wären – preschten acht bis zehn Jahre alte Gebrauchtwagen aus bundesdeutschen Landen an unserem nicht minder betagten Fahrzeug vorbei. Unter Einsatz von Material und Mensch erreichten wir dann doch unbeschadet das Deutsch-Russische Haus, Lieper Weg 2, wo wir hofften, daß man uns eine Bleibe nennen könnte. Und so war es auch. Ganz in der Nähe – etwa 300 Meter hinter dem Sackheimer Tor – Richtung Liep, zwischen Auto- und Lastwagenhändlern befand sich das Hotel, das für die nächsten drei Nächte unser Zuhause sein sollte. Wir wurden vom Personal sehr freundlich begrüßt und bezogen ein Doppelzimmer, das wir mit Frühstück buchten und das Ganze für 30 Euro pro Nacht. Unser Auto konnten wir 100 Meter weiter auf einem bewachten Parkplatz abstellen, der ebenfalls noch im Preis enthalten war. Relativ zufrieden, weil alles so gut gelaufen war bis jetzt, blieben wir an der Hotelbar und gönnten uns ein paar Bierchen bis zum Schlafengehen.

Das Frühstück am nächsten Morgen entlockte uns ein erstauntes Lächeln. Es gab ein circa zitronengroßes, braunes Etwas, was sich nach dem Probieren als „Königsberger Klops“ entpuppte. Dazu trockenen Reis und ein Stück Graubrot. Hatte man diesen ersten Gang verspeist, wurde Weißbrot und Käse gereicht, dazu ein Ei – außer sonntags! Getrunken wurde morgens Tee und das war gut, gibt es doch die Null-Prozent-Alkoholgrenze.

Gleich nach dem Frühstück zog es mich natürlich zur Yorckstraße, um Michael die Wurzeln unserer Sippe zu zeigen. Bei meinem letzten Besuch vor ungefähr zehn Jahren stand ja noch unser Haus, in dem ich Kind war. Aber, es war weggerissen und ein Rohbau – verlassen wie viele Rohbauten in Königsberg – schloß die Lücke. Nebenan die alte Feuerwache stand nicht nur noch, sondern wurde anscheinend noch benutzt. Auch die Turnhalle unserer Schule war noch erhalten und ein Teil der Toilettenanlage.

Auf dem ernüchternden Rückweg konnten wir in einem kombinierten Imbiß/Schlachter/Bäcker-Einkaufsladen mit Sitzgelegenheiten, durch Zeigen und Gesten etwas zu Essen beschaffen und Kaffee verstand auch die nicht Deutsch sprechende Verkäuferin.

Am Nachmittag war das alte Messegelände unser nächstes Ziel, von dem ich wußte, daß hier ein fliegender Markt sein mußte. Nachdem wir zunächst außen entlang gegangen waren, drangen wir ins Innere. Nach ungefähr zwei Stunden hatten wir immer noch nicht alle Buden gesehen beziehungsweise alle Eckpunkte des Terrains erkundet. Der offenbar größte Budenmarkt Europas lag uns zu Füßen. Dort wurde alles gehandelt, was man brauchte oder was man auch nicht brauchte, und fast ganz Königsberg deckte sich mit Waren des täglichen Bedarfs hier ein. Es wurde dunkel und wir gingen nach Hause.

Im Hotel bestellten wir ein Taxi für den ganzen Abend, zogen uns um und wollten auf die Piste! Für sieben Euro die Stunde sollte uns das Nachtleben Königsbergs näher gebracht werden. Am Nordbahnhof hielt der Fahrer vor einem der exklusiven Lokale der Stadt. Zunächst baten uns elegant gekleidete Herren durch eine Schleuse mit Metalldetektoren, um uns nach gefährlichen Gegenständen abzusuchen. In unseren Taschen befanden sich aber keine, und nachdem wir unsere Geldbörsen wieder eingesteckt hatten, betraten wir das Etablissement. Dort erwartete uns ein großer Raum mit einer riesigen Videoleinwand und einer sehr langen Bar, an der nur eine einzige Person saß. „Zwei Wodka-Lemon“, sagten und gestikulierten wir. Der Barkeeper schenkte zwei reagenzglasähnliche Gefäße voll und legte je eine halbe Zitronenscheibe darüber. Das war's. Wir gingen danach zu unserem Taxi, in dem brav unser Fahrer wartete und uns jetzt in die Litauer Wallstraße brachte, nachdem er noch zuvor zwei weitere Adressen angefahren, für uns persönlich vorgeprüft und als nicht in frage kommend befunden hatte. Zwischen Königs- und Sackheimer Tor – beide stehen noch – haben die Russen die alte Bastei renoviert und ein ziemlich feudales Lokal eingerichtet. In allen drei Etagen kann hier gegessen und getrunken werden, doch das Kellergewölbe hatte das beste Flair. Dort ließ man uns nach langem hin und her und zähen Verhandlungen an der Bar sitzen, und der fließend englisch sprechende Barchef verhalf uns mit Hilfe von Michaels Englischkenntnissen zu einem illustren und feuchtfröhlichen Abend. Für jeden eine Havanna und ein Wunschtitel des Saxophonisten (für nur zehn Euro) komplettierten die Nacht. Der zwar kurze, jedoch stockdunkle, mit tiefen Löchern und quer liegenden Baumstämmen versehene Heimweg überzeugte uns, mit unserem Taxi zurückzukehren.

Bis hierher hatten wir alles gut gemeistert, und es lag noch das Wochenende vor uns. Jetzt begann das Abenteuer!

Am Sonnabendmorgen brachen wir mit dem Auto noch mal zum Markt auf, wo wir gegen 10.45 Uhr eintrafen. Gegenüber der Parkbucht, in der Michael gehalten hatte, befand sich eine größere Polizeistation, vor der eine Verkehrskontrolle durchgeführt wurde. Ein junger Polizist erspähte ein Westkennzeichen an unserem Auto und eilte sofort herüber. Michael als Fahrer mußte Fahrzeugschein, Führerschein und Reisepaß mit Visum vorzeigen. Vorgeschriebener Feuerlöscher sowie Verbandskasten lagen sichtbar auf dem Rücksitz. Von mir wollte niemand etwas. Nachdem es nichts zu beanstanden gab, überlegte der Ordnungshüter eine Weile und dann mußte Michael plötzlich in die gegenüber liegende Polizeistation. Ich wartete zwei Minuten und ging dann ebenfalls in das Gebäude. Als ich eintrat, sah ich, wie mein Sohn in einen Beutel blasen mußte und der Polizist anschließend prüfte und prüfte und plötzlich pfiffig lächelnd in den Hof trat und uns aufforderte zu folgen. Gegen das Sonnenlicht haltend meinte er im Röhrchen eine Verfärbung erkennen zu müssen und rief: „Wodka, Wodka!“ Wir stritten vehement ab und er redete: „Doktor“, zeigte auf Michaels Armbeuge: „Blut Doktor ... teuer Rubel ...!“ Das Zeichen mit Daumen und Zeigefinger war eindeutig. Auch die gekreuzten Armgelenke ließen nichts Gutes ahnen. Ich sah meinen Sohn schon mit einem Bein im Knast und das in Rußland! Michael fing an, ihm Geld (Euro) zu bieten, aber auf der offenen Straße schien das zu heiß. Mit dem Kopf wies er auf ein Polizeifahrzeug, in das wir einstiegen, und nach kurzer Zeit veranlaßte er mich mit der selben Bewegung wieder zum Aussteigen. Ich sah noch, wie er immer wieder mit den Händen sich übers Gesicht fuhr und die Haare raufte, um den Preis hochzutreiben oder aus Nervosität, denn oft hatte der so etwas wohl noch nicht gemacht. Nach weiteren fünf Minuten konnte auch Michael das Fahrzeug verlassen und ich war erleichtert. Auch Michael war erleichtert, nämlich um 105 Euro. „Schnell weg, weg, weg ...“ waren die letzen Worte des Wegelagerers, erzählte Michael im Auto auf dem Weg ins Samland, denn Markt hatten wir nun genug.

Es ging über Fischhausen, Sorgenau, Palmnicken, Gr. Kuhren, Rauschen, Neu Kuhren und Cranz, wo sich nun viele Russen trauen lassen – haben wir beobachtet –, um im Anschluß die obligatorischen Familienfotos mit Meerblick zu verschönern. Die Landstraßen waren alle recht ordentlich, nur in den Ortschaften konnten wir wegen der vielen Schlaglöcher nur 20 Stundenkilometer fahren. Gegen die Beschilderung konnte man nichts sagen, denn es gab so gut wie keine.

Die Heimatstadt hatte uns am Nachmittag wieder und wir wollten noch einen Abstecher zum Hafen machen. Auf diesem Weg lagerte die nächste Kontrolle. Beim Betrachten des Führerscheins meines Sohnes hatte er, der Hüter von Recht und Ordnung, offensichtlich Glück. Das darin befindliche Foto entsprach nicht seinen Vorstellungen, obwohl Grenzstation und Polizeirevier dies nicht so befunden hatten. Michael mußte nach sieben Minuten Warten in einen zwölf Jahre alten 5er BMW einsteigen, dessen Scheiben dunkler eingefärbt waren als bei Mafiakarossen, die man aus Filmen kennt. Innen hörte er: „Führerschein ungültig ... zarapp zapp zapp.“ Sollte heißen: Weg mit dem Führerschein, ohne darf man nicht fahren, das Visum nennt Auto als Transportmittel, dann sehen Sie mal, wie Sie wieder wegkommen. Und das wollten wir auch am liebsten, denn hier war der Preis nach 20minütigem beharrlichen „Nix verstehen“ durch Michael 800 Rubel, die großzügig von der Obrigkeit auf 1000 aufgerundet wurden, denn wechseln konnte, äh wollte er nicht. Ich hatte alles nur aus unserem Fahrzeug mitgekommen und gab die 1000 Rubel, denn meinen Sohn hatten sie ja schon vormittags blank gemacht. Die „gute Weiterfahrt“, die man uns mit breitem Grinsen nachrief, hob nicht gerade unsere Stimmung auf dem Weg zum Hafen, dessen Straßen zum Teil bis zu 30 Zentimeter unter Wasser standen, und das nach völlig normalem Regen. Das Wasser, das beim Durchfahren in einer Gischt über unserem Fahrzeug zusammenschlug, konnte nämlich nicht ablaufen, denn die Kanalisation war völlig hin. Jetzt eine gemütliche Kneipe, dachten wir, aber eine zu finden war nicht möglich. Die Russen kaufen nämlich ihr Bier in Flaschen an einem Kiosk und trinken es auf der Straße beim Gehen.

Abends wiederholten wir dann den Besuch unseres Abendlokals mit Live-Musik. Der Barmann hatte uns bereits einen Tisch reserviert und zwei dicke Zigarren besorgt, obwohl wir von unserem Wiederkommen nichts gesagt hatten. Es wurde wieder ein gelungener Abend.

Sonntag vormittag war es dann Zeit, die Heimreise anzutreten. Wir wechselten noch etwas Geld, kauften noch auf dem Sackheim in einem Supermarkt ein, der auch sonntags offen hat, und fuhren stadtauswärts in Richtung Grenze Heiligenbeil. Gegen 12.30 Uhr kamen wir dort an und mußten uns ans Ende einer Autoschlange von etwa 400 bis 500 Metern anstellen. Alles Polen, bis auf zwei bis drei Fahrzeuge mittendrin. Nach einer halben, völlig regungslosen Stunde, was den Verkehr anging, klopfte es plötzlich an der Fahrerscheibe und ein etwa 55 bis 60 Jahre alter, fließend deutsch sprechender, grauhaariger Russe sagte: „Das kann hier noch länger dauern, geben Sie mir 40 Euro und ich telefoniere mit meinem Handy mit der Grenze und Sie werden sofort durchgelassen. Es dauert keine 10 Minuten! Wir lehnten ab, er lachte und ging weg. Es dauerte nicht lange und unser neuer Freund, der uns helfen wollte, erschien ein zweites Mal und sprach davon, daß es noch Stunden, wenn nicht sogar Tage dauern kann. Wir konnten uns das nicht vorstellen. Alle Polen mußten doch die Situation kennen und würden doch so eine Situation nicht mitmachen. Doch würden sie, tun es und sicher auch immer wieder. Diesmal bleiben wir hart und lassen uns nicht abzocken, dachten und sagten wir uns. Mit unserer Sturheit und dem mehrmaligen Überprüfen unseres Freundes, ob wir nicht doch nun bald die Schnauze voll hatten, brach die Nacht an. Und wir lagen an der russischen Grenze, man ließ uns einfach nicht raus. Unser Freund wurde jetzt von anderen guten Menschen abgelöst, die immer nur unser Bestes wollten: unser Geld! Aber nicht mit uns. Schließlich waren wir schon 20 Wagenlängen vorwärts gekommen. Mitternacht rückte näher, alle halbe Stunde konnten wir dann stückchenweise vorrücken, damit man nicht die ganze Nacht schlafen und sich all die finsteren Gestalten ansehen konnte, die dort in Buden handelten. Mal kamen sie mit Autos, mal mit Bussen, mal aus Richtung Russische Föderation, mal aus der Republik Polen (eigentlich ja schon EU), aber mit Geld kann man heroder hinkommen, wo und wie man will. Nun war es uns völlig egal, wir hielten durch, und was soll ich sagen, gegen 5.30 Uhr ging es los. Offenbar hatte die Grenze wieder geöffnet! Innerhalb einer Stunde hatten wir die russische Grenze ohne Gepäckkontrolle passiert und waren wieder im südlichen Ostpreußen, also im Westen! Wir fuhren noch ein Weilchen und hielten dann an einem netten Hotel, um uns ein wirklich schönes Frühstück zu gönnen, mit allem Pipapo, wie man so sagt.

Bis Bad Nenndorf gab es nichts Aufregendes mehr und wir waren dann am Montag gegen 18 Uhr wieder zu Hause als Rußlandheimkehrer und um einige Erfahrungen reicher, die weder Michael noch ich missen möchten.



Foto: Caro

Königsberger Polizist mit seinem Streifenwagen: Peter und Michael Graeber haben die Vertreter der russischen Ordnungsmacht in der Pregelmetropole primär als korrupte Abzocker erlebt.

MELDUNGEN

Chancenloser Naturschutz

Cranz / Sarkau – Auf der Kurischen Nehrung sprießen die privaten Neubauten wie Pilze aus dem Boden. Bei der Verwaltung des Nationalparks „Kurische Nehrung“ ist man resigniert. Bauherren, zumeist höhere Regierungsmitarbeiter, holen sich die Baugenehmigung von der Gebiets- und von der Bezirksverwaltung Cranz. Die Naturschützer werden zuletzt gefragt, dann wenn der halbe Bau bereits steht. Ursprünglich durfte im gesamten Nationalpark außerhalb der Ortschaften nicht gebaut werden. Doch dieser Status der geschützten „strengen Zone“ gilt jetzt nur noch für das Gebiet hinter der Ortschaft Pillkoppen, das aufgrund der Nähe zur innerostpreußischen Grenze sowieso nicht betreten werden darf. Der restliche Teil der Halbinsel wurde offiziell zur „Erholungszone“ herabgestuft. Dies soll jetzt der Direktor des Nationalparks selbst entschieden haben.

In Sarkau hat die russische Zentralbank direkt am Ufer des Kurischen Haffs eine exklusive Hotelanlage errichtet. Dort können Gäste mit dem nötigen Kleingeld die Naturschönheiten in aller Abgeschiedenheit genießen. Das Haff-Ufer in diesem Bereich ist für die Öffentlichkeit (noch) gesperrt. *BK*

Flughafen wird ausgebaut

Allenstein – Im südlichen Ostpreußen hat sich die derzeit regierende Koalition aus der „Bürgerplattform“ (PO) und der Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) auf einen Ausbau des Flughafens Schiemanen bei Ortelsburg geeinigt. Dort soll ein Regionalflughafen mit internationaler Anbindung entstehen. Federführend sind dabei auf Seiten der PiS der Senator Jerzy Szmit und auf Seiten der PO die Abgeordnete Lidia Staron. Die Anerkennung als Zivilflughafen liegt bereits seit dem 2. September vor. Um aber Passagiere empfangen zu können, bedarf es noch Investitionen in Höhe von einigen Millionen Zloty. Der Bau eines Terminals geht ebenso in die Millionen wie die Erneuerung der Startbahn. Immerhin soll der Flughafen nach dem Ausbau jährlich eine halbe Million Passagiere empfangen können, die von dort nach Allenstein mit einem speziellen Schienenbus transportiert werden sollen. Vertreter sowohl der betroffenen Region als auch der Gesellschaft „Polskie Porty Lotnicze Warmia i Mazury“ (Polnische Flughäfen in Ermland-Masuren) haben sich mittlerweile schriftlich an den Ministerpräsidenten, den Verkehrsminister und den Verteidigungsminister gewandt mit der Bitte um Bewilligung von Mitteln für die Renovierung und Modernisierung des Flughafens.

Noch 23 Firmen in Staatsbesitz

Allenstein – Während der letzten vier Jahre sind im südlichen Ostpreußen sechs Staatsunternehmen privatisiert worden. Von den einst Tausenden Firmen in Staatsbesitz noch Anfang der 90er Jahre sind 23 Unternehmen in Staatsbesitz verblieben. Das größte von ihnen ist der Rastenburger Bekleidungswarenproduzent „Warmia“.

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied und Familienfreunde,

in dieser Ausgabe erscheint unsere Familie im Doppelpack: einmal als „Weihnachtsfamilie“ und hier in unserer ständigen Kolumne sozusagen als „Alltagsfamilie“ – wie gewohnt mit den neuesten Wünschen, damit diese nicht über die Feiertage „ablagern“. Darum gleich losgelegt mit den Suchfragen von **Brigitte Havertz** aus Solingen. Da sie bereits vor einigen Jahren Hinweise zu ihrer ostpreußischen Sippe bekommen hat, hofft sie, daß auch diesmal unsere Leserinnen und Leser helfen können. Im Zug ihrer Familienforschung ist Frau Havertz auf vermißte Angehörige gestoßen, über die sie keinen endgültigen Verbleib feststellen konnte. Es handelt sich um die Schwester **Emma** ihres Großvaters **Max Kowitz** aus Sutzken (Sutzen), Kreis Gerdauen und deren Familie. Emma Sippli geborene Kowitz, * 6. Januar 1883 in Sutzken, war verheiratet mit dem Briefträger **Johann Wilhelm Sippli**, * 20. Januar 1879 in Angerau. Das Ehepaar wohnte 1939 in Nordenburg. Nach unbestätigten Informationen sollen Emma und Wilhelm Sippli 1945 in einem Lager bei Insterburg gewesen und dort verstorben sein. Vielleicht war jemand mit den Eheleuten zusammen und kann Auskunft über ihren Verbleib geben? Über ihren gemeinsamen Sohn **Arthur** Sippli, * 11. Juli 1914, ist so gut wie nichts bekannt. Nur, daß er 1939 in Berlin O 34, Prinzenstraße 12 gewohnt hat. Dagegen gibt es Klarheit über das Schicksal der Tochter des Ehepaares, **Frieda Willig** geborene Sippli, und über deren zweiten Sohn **Egbert**, * 4. November 1938 in Dresden. Über den ältesten Sohn **Kurt**, * 11. Juni 1932 in Königsberg, wohnhaft 1945 in Zoppot, Cecilienstraße 8-10, ist soviel bekannt, daß er den Krieg überlebt hat. Die Brüder haben sich 1958 in Darmstadt getroffen, dann verliert sich die Spur von Kurt Willig, nachdem er sich bei seinen Großeltern Willig in Köln gemeldet und diesen mitgeteilt hatte, daß er sehr krank sei und in das Krankenhaus müsse. Wahrscheinlich ist er dort gestorben, denn ein Antwortbrief kam zurück. Frau Havertz würde sich freuen, wenn sie über die Genannten etwas erfahren könnte (Brigitte Havertz, Burgtal 12 in 42659 Solingen, Telefon 02 12 / 2 44 15 64, E-Mail: Brigittehavertz@aol.com).

Unsere Leserin **Ilsegret Böhm** ist Übermittlerin einer Frage, die **Jutta Böckel / Boekel** stellt. Sie hat leider von ihrem verstorbenen Vater wenig von dessen Heimat erfahren können. So weiß sie nicht, welche Tätigkeit ihr Großvater auf dem Rittergut Warthen bei Haffstrom, Landkreis Königsberg ausgeübt hat. Ihr Vater war mit seiner Mutter noch nach dem Zusammenbruch in Ostpreußen geblieben, später fand sich dann die Familie in Niedersachsen zusammen. Frau Böckel hat mit den Großeltern nicht sprechen können, und ihr 1930 geborener Vater hat nur wenig von seiner schweren Jugendzeit erzählt. Gibt es noch ehemalige Bewohner von Warthen, das zur Gemeinde Wundlacken gehörte, die etwas über das Rittergut, das im Besitz der Fürstin zu Dohna-Schlobitten war, berichten können (Zuschriften an Ilsegret Böhm, Weidende 27 in 22395 Hamburg)?

Frau **Susi Dahlke-von Terzi** hat einige Fragen unterschiedlichster Art, wobei mich eine sehr berührt hat, und ich will sie vorwegnehmen, denn sie ist auch die persönlich schwerste Frage für unsere Leserin, denn sie betrifft nicht das Einst, sondern das Jetzt. Es geht um ihren Sohn **Sven-Wulf**, von dem die Familie seit Jahren nichts mehr gehört hat. Die zuletzt bekannte Anschrift stammte aus dem Großraum München. Frau Dahlke-von Terzi und ihre Tochter haben versucht, dort etwas in Erfahrung zu bringen, hatten aber keinen Erfolg. Die letzte Nachricht von ihm war eine Postkarte aus Jerusalem, die er vor etwa fünf Jahren an seine Schwester geschrieben hat. Dann kam nichts mehr. Es müßte schon ein Zufall sein, daß jemand aus unserm Leserkreis Sven-Wulf begegnet ist, aber ich habe gerne ihren Wunsch veröffentlicht. Wer Näheres erfahren will, wende sich bitte an die suchende Mutter, für die ich hoffe, daß sie endlich Gewißheit bekommt.

Aber nun zu einer weiteren Frage: Es war bei den Kämpfen um Groß-Berlin im Frühjahr 1945, als die damalige Flakhelferin ihr bis dahin sorgsam geführtes Tagebuch einem Kameraden von der Ortskommandantur Mittenwalde übergab. Er hieß **Hermann Beimling**, war im Zivilberuf Ingenieur bei der Deutschen Reichsbahn, wohnte mit seiner Familie im Bahnhof von Mittenwalde-Ost, hatte eine zwölfjährige Tochter **Eva** und einen Sohn, der als junger Offizier an der Front war. Frau Dahlke-von Terzi war nach Jahresbeginn von ihrer Flakstellung im Großraum Berlin über ihre höchste Dienststelle zur Ortskommandantur nach Mittenwalde beordert worden. Wegen der bedenklichen Lage hielt sie es für notwendig, ihr Tagebuch an einem vermeintlich sicheren Ort zu belassen, um es später, wenn die Lage es erlaubte, wieder zu holen. Sie erlaubte es nicht, denn die junge Frau mußte etliche Zeit bei unsern sogenannten „Befreiern“ verbringen, um dann nach mehreren Stationen ins Schwabenländle entlassen zu werden. Erst viele Jahre später versuchte sie wieder Kontakt zu Hermann Beimling aufzunehmen, leider erhielt sie nie eine Antwort, weder von seiner Familie noch von ehemaligen Kameraden. „Wer kann mir zu meinem Tagebuch verhelfen?“ fragt unsere Leserin. Das dürfte allerdings ein kaum erfüllbarer Wunsch sein, denn es ist ja schon fraglich, was aus der betreffenden Familie wurde. – Die dritte, von unserer Leserin gestellte Frage, werde ich versuchen, persönlich zu klären (Susi Dahlke-von Terzi, Siemens-Straße 26 in 71636 Ludwigsburg).

Unser Landsmann **Alfred Stanschus** stammt aus der Elchniederung, aus Schillgallen (Hochdünen). Seine Urgroßeltern **Emil** Stanschus und **Wilhelmine** geborene **Paloks** wohnten schon dort, sein Großvater, der Schlachter **Emil David** Stanschus wurde in Schillgallen geboren, ebenfalls sein Vater **Otto** Stanschus, der 1941 in Venekula/Estland fiel. Klar, daß die verlassene Heimat am Rußstrom noch immer bei dem heute in Gutach-Bleibach wohnenden Ostpreußen lebendig ist, vor allem in alten Aufnahmen. Und die sucht er weiter und bittet unsere Leserinnen und Leser um Fotos von Schillgallen (Hochdünen) und Umgebung. Er würde sich auch freuen, wenn sich Landsleute aus diesem Teil der Elchniederung bei ihm melden würden (Alfred Stanschus, Simonswälder Straße 83a in 79261 Gutach-Bleibach, Telefon 0 76 85 / 5 34, Fax 0 76 85 / 6 34, E-Mail: Astanschus@t-online.de).

Fotos sucht auch **Gisela Rockhoff**, und diesmal geht es um Aufnahmen aus dem alten Königsberg, genauer vom Unterhaberberg, wo sie 1934 im Haus Nr. 12d geboren wurde – eines der vier Häuser (12a-d), die zur Baptistenkirche gehörten. Nirgends konnte Frau Rockhoff bisher Aufnahmen von diesem Komplex finden. Sie selber hat ihn auch bei einem Besuch in der Heimatstadt nicht entdecken können, bleibt die Hoffnung, daß es irgendwo noch alte Fotos oder Filmaufnahmen gibt, immerhin handelt es sich ja um eine Kirche. Auch von der Moltke-Schule, von der es noch Fragmente geben soll, hätte sie gerne Abbildungen, und sie würde sich auch freuen, wenn sich ehemalige Mitschülerinnen – damals hieß sie Gisela **Windszus** – melden würden. Daß Frau Rockhoff große Hoffnungen auf unsere Zeitung setzt, hat schon seine Berechtigung, denn durch sie erlebte sie ein richtiges Wunder: 1953 fand ihre Tante, die nach der Flucht aus Königsberg in Lübeck wohnte, die Nichte in der damaligen DDR bei Dresden! Also: Von Wunder wollen wir nicht sprechen, wenn sich die gesuchten Aufnahmen finden sollten, aber doch von einer wundervollen Überraschung (Gisela Rockhoff, Oberer Hilding 51 in 46562 Voerde-Götterswickerhamm, Telefon 0 28 55 / 1 79 63).

Und jetzt hole ich das Anliegen von **Rüdiger Sakuth** aus Australien nach, den ich zwar in der letzten Ausgabe erwähnte, aber es war kein Platz mehr für das Bild, das er uns übersandte und zu dem er einige Fragen hat. Die Aufnahme zeigt den „Tilsiter Bahnhof im Kriegsjahr 1914/15“ – so vermerkt auf der Rückseite. Herr Sakuth bat, das Bild zu veröffentlichen, denn vielleicht könnte jemand aus unserer Leserschaft etwas dazu sagen. Der gebürtige Tilsiter bekam es vor einigen Jahren von einer Tante geschenkt. Er selber war vor 14 Jahren in seiner Heimatstadt und konnte feststellen, daß – wenn der Bahnhof auch ganz anders aussieht – die auf dem Foto abgebildeten Gebäude noch zu erahnen sind. Herr Sakuth meint, daß die Abbildung von einer Postkarte stammen könnte, denn es ist der Platz für eine Briefmarke eingezeichnet. Vielleicht besitzt jemand noch diese oder eine ähnliche Postkarte, damit man das Fotoatelier ausmachen kann. Wer die abgebildeten Personen sind, das dürfte nach 90 Jahren allerdings nicht mehr festzustellen sein. Mit dieser Veröffentlichung haben wir aber unserm Landsmann einen kleinen Wunsch erfüllt und senden herzliche Weihnachtsgrüße nach Australien – wie überhaupt in alle Welt, wo Landsleute unsere „Ostpreußische Familie“ lieben und lesen!

Und nun zu einer ganz anderen, sehr schwierigen Frage, die wenigstens einen Teilerfolg brachte. Ich war skeptisch, als ich den Wunsch von **Walter Maus** aus Hannover formulierte, ob überhaupt ein Echo kommen würde. Denn es ging um das Thema „Umschreibung von Wehrmachtsführerscheinen auf Zivilführerscheine“ nach Kriegsende. Wie wurde diese in der Praxis gehandhabt? Das wollte Herr Maus wissen, konnte aber bisher nichts darüber erfahren. Die Veröffentlichung hatte immerhin eine erfreuliche Resonanz. Bei Herrn Maus meldeten sich mehrere ehemalige Soldaten, die ihre Erfahrungen einbringen konnten. Sie waren aber alle in britischer Kriegsgefangenschaft gewesen, hatten ihren Wehrmachtsführerschein noch im Besitz und ihn jeweils bald nach ihrer Entlassung umschreiben lassen, also noch vor der Gründung der Bundesrepublik Deutschland. Herr Maus sucht aber Spätheimkehrer, die nach 1950 entlassen wurden und ihren Wehrmachtsführerschein nicht mehr besaßen. Hat man auch ihnen den Zivilführerschein im Wege der Umschreibung ausgestellt oder mußte erst der Prozeßweg beschritten werden? Um diese Kernfrage geht es. Trotzdem hat sich Herr Maus über die Telefonate sehr gefreut, die – wie er meint – jeweils beide Seiten mit Zufriedenheit erfüllten, nicht nur in Bezug auf das eigentliche Thema.

Nun hat er aber noch eine andere Frage: „Ich habe gerade in letzter Zeit mitbekommen, welche unwahrscheinlichen Erfolge auch auf dem Gebiet der Ahnenforschung durch Sie und Ihre treuen *PAZ*-Leser erzielt werden. Ich suche die Geschwister von Dr. med. **Eberhard Kallusky**, * 7. Dezember 1891 in Königsberg (Reg. Nr. 2443/1891), Sohn des damaligen preußischen Militär-Intendantur-Assessors **Paul** Kallusky, * 9. Juli 1860 in Neumecklenburg, und seiner Ehefrau **Marie** geborene **Reuscher**, * 4. Januar 1864 in Landsberg / Warthe, † 5. Juni 1941 in Cottbus. Eberhard Kallusky bezeichnete sich im Lebenslauf seiner Dissertation als ältesten Sohn, folglich muß es noch mindestens einen Sohn gegeben haben, vielleicht auch weitere Geschwister. Ich bin auf der Suche nach dem Verbleib dieser vermutlichen Geschwister und deren eventuellen Nachkommen. Vielleicht gibt es ja Leser, die diese kennen oder ihnen irgendwann und irgendwo begegnet sind oder den Namen Kallusky unter ihren Ahnen haben.“ So Walter Maus, der sich über jeden Hinweis freuen würde. (Auf dem Emmerberge 6 in 30169 Hannover, Fax 05 11 / 80 87 44.)

Es ist bestimmt nicht leicht für viele Suchende, wenn sie von den Erfolgen lesen, die wir zu verzeichnen haben, selber aber keine Resonanz verzeichnen können. Die Zeit scheint über sie hinweggegangen zu sein, die damals dabeiwaren, leben nicht mehr oder sie können sich nicht erinnern. Zu den Nimmermüden, die noch nicht die Hoffnung aufgegeben haben, gehört **Christel Labinski** geborene **Götting**, Heimatort Rosengarten, Kreis Angerburg. Immer, wenn die Namen von ehemaligen verschleppten Frauen auftauchen, versucht sie zu erfahren, ob diese ihre Schwester Else Götting gekannt haben, die im Februar 1945 von den Russen verschleppt wurde – wohin? Aber diese Suchweise ist noch aussichtsloser als die sprichwörtliche Nadel im Heuhaufen, da versuchen wir es doch noch einmal über die „Ostpreußische Familie“, denn wir haben vor einigen Jahren schon den von Frau Labinski und ihrem Bruder **Siegfried** Götting gestellten Suchwunsch gebracht – ohne Erfolg. **Else Erna Margarete** Götting, * 22. Mai 1926, in Willkassen, Kreis Lötzen kam in den ersten Februartagen zusammen mit ihrem Vater **Fritz** Götting in das Lager Bankmannstraße in Rastenburg, wo sich auch ihr Bruder Siegfried befand. Von dort aus sollen Vater und Tochter in das große Sammellager Insterburg gebracht worden sein, wo der Vater vermutlich ermordet wurde. Von Else Götting fehlt seitdem jede Spur. Ist sie dort ebenfalls zu Tode gekommen, wurde sie verschleppt, wenn ja wohin? Keine Institution konnte Auskunft geben, selbst das Suchreferat Moskau hat keine Unterlagen. Es ist anzunehmen, daß Else Götting bereits auf dem Transport verstarb. Die einzige Hoffnung für die suchenden Geschwister besteht darin, daß sich ehemalige Leidensgefährten an die damals 19jährige erinnern und sagen oder wenigstens vermuten können, wie ihr weiterer Schicksalsweg verlief. (Christel Labinski / Siegfried Götting, Am Hohrkamp 31 in 24537 Neumünster, Telefon 0 43 21 / 5 33 82.)

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

Tilsiter Bahnhof im Kriegsjahr 1914/15: Wer etwas zu dem Bild sagen kann, wende sich an Rüdiger Sakuth, c/o *Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt*, Parkallee 86, 20144 Hamburg.

MELDUNGEN

»Aufgehende Sonne«

Allenstein / London – Das südliche Ostpreußen ist produktiver geworden, zumindest relativ. Das ist ein Ergebnis der jüngsten Daten des Statistischen Amtes in Allenstein. Die Region gehört zwar weiterhin zu den zehn ärmsten der Europäischen Union, doch erhöht sich ihr Anteil am Sozialprodukt des Gesamtstaates schon seit Jahren. Inzwischen beträgt er drei Prozent. Vor zwei Jahren waren es noch 2,8 Prozent. Den höchsten Anteil an dem Wachstum haben die Industrie und das Dienstleistungsgewerbe.

Das Londoner Zentrum für Ökonomie und Wirtschaft geht sogar soweit, das südliche Ostpreußen als Region der „aufgehenden Sonne“ zu preisen, da es das größte Wachstumspotential aufweise. Gemäß der durch das Institut durchgeführten Konjunkturuntersuchungen herrscht in der ganzen Republik unter den Unternehmern eine gute Stimmung, aber den größten Optimismus hätten jene des südlichen Ostpreußen.

Historiker kooperieren

Allenstein – Das polnische Ermländisch-Masurische Museum und der Historische Verein für Ermland e. V. mit Sitz im westfälischen Münster, der bundesdeutschen Patenstadt von Braunsberg, haben auf der Allensteiner Burg ein Kooperationsvertrag geschlossen. Die erste Folge des Vertrages wird eine gemeinsam vorbereitete Ausstellung sein, die Ferdinand von Kwastow gewidmet ist, dem Architekten und ersten Denkmalkonservater in Preußen. Die Ausstellung wird am 26. April in Potsdam eröffnet. Auf der Allensteiner Burg wird man sie ab dem 7. September sehen können.

Der Historische Verein für Ermland e. V. wurde 1856 in Frauenburg am Frischen Haff, dem Sitz der Diözese Ermland, von Gelehrten der Braunsberger Bildungsanstalten und der ermländischen Kurie gegründet. Damit schufen sie für das Gebiet der Diözese und des Hochstifts, das seit dem 13. Jahrhundert im Rahmen des Deutschordensstaates und des königlich-polnischen Preußen eine gewisse Sonderentwicklung genommen hatte, die erste historische Forschungseinrichtung in den Provinzen Ost- und Westpreußen. Der erste Vorsitzende, Domherr Anton Eichhorn, und sein Sekretär Andreas Thiel, der spätere Bischof von Ermland, gewannen die Vereinsmitglieder aus dem ermländischen Klerus. Seit der Jahrhundertwende ging der Anteil der Geistlichen unter den Vereinsmitgliedern langsam zurück, während der der Lehrer anstieg. Der Schwerpunkt der Forschung verlagerte sich von der Kirchengeschichte zur allgemeinen Geschichte des Ermlands. Der Verein öffnete sich nach dem Ersten Weltkrieg auch der Pflege der Heimatkunde. Der Zweite Weltkrieg lähmte die Vereinsarbeit, und die Katastrophe des Jahres 1945 setzte ihr ein vorläufiges Ende. Mit dem Verlust seiner Sammlungen verlor der Verein sämtliche Arbeitsmöglichkeiten. Anfang 1955 wurde er auf Initiative des seit 1937 amtierenden Vorsitzenden Hans Schmauch wiederbegründet und nahm seinen Sitz in Münster. Eine Anbindung an ein wissenschaftliches Institut besteht nicht.

Von Marzipan und anderem Positiven

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,
als unsere Ostpreußische Familie einmal so ganz bescheiden begann, stand als Leitmotiv „Du sollst nicht allein sein“ über der schmalen Spalte, von der man damals nicht wußte, wie lange sie ihren Platz im *Ostpreußenblatt* ausfüllen würde. Es sind nun 33 Jahre her, und sie hat nicht nur an Umfang zugenommen, sondern auch an Aufgaben, die ihr als Mittlerin zwischen den Leserinnen und Lesern in aller Welt, aber auch zwischen den Generationen, anvertraut werden. Daß wirklich niemand allein ist, wer sich zu unserer Ostpreußen Familie zählt, ist längst bewiesen. Kaum eine Frage, die nicht eine Antwort findet, wenn sie auch nicht immer klärend ist. Und wenn auch Wünsche nicht erfüllt werden, nicht erfüllt werden können, weil die Zeit so vieles gelöscht hat, so gibt es doch ein ehrliches Bemühen, ein Mitdenken, Mitfühlen, ein tröstendes Wort und oft Begegnungen, die sogar zu Freundschaften werden. „Du bist nicht allein“ – wir erfüllen diese Worte mit Leben, bewußter und intensiver, je älter und leider oft auch einsamer unsere treuesten Leserinnen und Leser werden. Und so habe ich für unsere „Weihnachtsfamilie“ einen Bunten Teller zusammengestellt, in dem wohl jeder einen Schmandbonbon findet – kleine Geschichten, Erlebnisse, Erinnerungen –, und ich kann nur sagen: „Langt man zu, laßt euch nicht nötigen!“ (Letzteres mußte ja in unserer Heimat sein, und das schlimmste Urteil, das über eine Gastgeberin gefällt werden konnte, war: Sie hat überhaupt nicht genötigt!)

Beim Marzipan brauchte man das eigentlich nicht, denn danach wurde zuerst gegriffen! Was wäre eine ostpreußische Weihnacht ohne selbstgebackenes Marzipan gewesen! Aber solch ein Riesenherz, wie es jetzt der Bäcker- und Konditormeister Dr. **Udo Pfahl** in Elmshorn schuf, wäre wohl kaum am heimatlichen Küchentisch entstanden! Das war schon eine tolle Überraschung für die Bewohner und zahlreichen Besucher des Seniorenheimes „Am Bornbusch“ in Oelixdorf, als er ihnen seine süßen Künste zeigte. Es war am Tag der offenen Tür, der von der DRK-Schwesternschaft Ostpreußen e. V. veranstaltet wurde. Vor den Augen der Zuschauer entstand echtes Königsberger Marzipan, außer dem Riesenherz mit dem preußischen Adler auch ornamentales Konfekt. Frisch geflämmt konnten die duftenden Köstlichkeiten einer sensorischen Prüfung unterzogen werden. Daß es wirklich „echtes Königsberger“ war, dafür garantierte der Produzent, denn Dr. Udo Pfahl hat die Herstellungsweise von seinem Vater übernommen, der das Bäcker- und Konditorenhandwerk in Tilsit erlernt und in Königsberg ausgeübt hatte. Heute gibt sein Sohn seine Kenntnisse und Fertigkeiten als Studiendirektor an der Beruflichen Schule Elmshorn weiter. Liebevoll bettete Dr. Pfahl seine mandelsüßen Schöpfungen in ein Ensemble ostpreußischer Impressionen, wozu auch die Ausstecher für „Thorner Katharinchen“ zählten, die er von unserer Heimatgefährtin Hanna Wenk bekommen hatte. Sie hatte jahrelang über unsere „Ostpreußische Familie“ interessierte Leserinnen mit den von ihrem Sohn gefertigten typischen Förmchen versorgt. Und die rundbogigen Katharinchen stehen auch in diesem Jahr auf dem Stundenplan der Elmshorner Berufsschule. Dank Dr. Pfahl, dem bei seiner süßen Präsentation eine Flüchtlingsfrau aus unserer Zeit assistierte: **Farchonda Rohparwar** stammt aus Afghanistan und hat hier in Deutschland das Konditorenhandwerk erlernt. Sie verzauberte die Teilnehmer mit Blütenbouquetts aus karamellisiertem Zukker. Ein wahrhaft süßer Tag für die betagten Heimbewohner, und für die Ostpreußen ein ganz besonderer: Heimat kann man auch schmecken – wenn sie aus Marzipan ist!


Mantas Stankevic


Der Ostpreuße Dr. Udo Pfahl zeichnet verantwortlich für diesen Traum in Marzipan.
Fotos (3): privat

Die ostpreußische Familie *extra*

Auch aus Elmshorn kam ein Marzipangruß, allerdings ein blecherner, denn es handelt sich um eine alte Marzipanschachtel, die mir unser Landsmann Dr. **Manfred Heins** übersandte. In ihr verkaufte und versandte einst die Konditorei Kurt Gehlhaar ihr Königsberger Marzipan. Die Köstlichkeiten dieser größten Marzipan- und Konfitürenfabrik Ostpreußens wurden zur Weihnachtszeit weltweit versandt und damit weltberühmt, wie der Schachtelaufdruck beweist. Allerdings blieb diese Schachtel zuerst in Ostpreußen, denn sie gehörte Herrn Heins Großmutter **Meta Wilcke** aus Coadjuthen. Die in Insterburg Geborene ging 1910 nach Kiel als Haushaltshilfe und Krankenschwester. Nach ihren Worten habe sie die Schachtel schon damals bei sich gehabt, schreibt Dr. Heins, aber das kann eigentlich nicht stimmen, da die Firma Gehlhaar erst 1912 gegründet wurde. Vielleicht hat sie das Blechkästchen mit dem köstlichen Inhalt als süßen Heimatgruß zugesandt bekommen. Wie auch immer: Großmutter Meta hat es nicht fortgeworfen, sondern als Knopfschachtel benutzt. Sie hat alle Wirren überstanden, denn Herrn Heins Großvater hatte, nachdem er zur See gefahren war, einen Hof am Schaalsee übernommen, wurde als Regimegegner enteignet und starb 1963 nach einem Verkehrsunfall. Seine Frau Meta verstarb 1972 hochbetagt bei ihrem Enkel Manfred in Parchim. Die Schachtel blieb in der Familie, mit der nun Dr. Heins auch seine eigene wechselvolle Geschichte, die durch die DDR-Zeit geprägt wurde, verbindet: Sie überstand 15 Wohnungswechsel und zwei Ehen, wie er schreibt. Es ist schon eigenartig, wenn man diese braungelbe Blechschachtel in der Hand hält und an die Menschen und ihre Schicksale denkt, die mit ihr verbunden sind. Ich will ihr Deckelbild hier als Weihnachtsgruß an unsere große Ostpreußische Familie senden – irgendwie symbolisiert sie auch die Geschichte unserer Königsberger Spezialität. Denn „marzapana“ nannten die Venizianer die Schachtel, mit der aus Zypern die süße Köstlichkeit aus Mandeln, Zucker und Rosenwasser in die Lagunenstadt kam. Königsberger Marzipan, das übrigens schon bei der Hochzeit von Herzog Albrecht 1526 die Festtafel bereicherte, wurde als mit Zuckermasse gefülltes und mit kandierten Früchten belegtes Randmarzipan, dessen Oberfläche geflämmt wird, zur Spezialität. Auf der Schachtel steht „der“ Marzipan – wir haben das Mandelkonfekt im Sprachgebrauch „versächlicht“, aber laut Duden sind beide Artikel verwendbar.

Erinnerungen an die Weihnachtsfeste unserer Kindheit haben wir alle, und auch aus schweren Zeiten „leuchtet's fröhlich noch zurück“. So wie die wahre Märchenweihnacht der Georgenburgerin **Inge Wenzek**, obgleich die Achtjährige sie damals nicht mehr in der Heimat verlebte. Ostpreußen hatte ihr Großvater **Gustav Fehler** mit anderen Georgenburgern bereits im Spätherbst 1944 verlassen müssen, als 100 Hengste des Gestüts nach Moritzburg bei Dresden gebracht werden mußten. Inge verlebte nun das Weihnachtsfest bei ihren Großeltern, und die gaben dem Kind auch fern der Heimat Geborgenheit. Aber nun lasse ich Frau Wenzek selber von ihrer Märchenweihnacht erzählen:

„Am ersten Weihnachtstag sagte mein Großvater zu mir: ‚Jetzt machen wir eine Schlittenpartie.‘ Ich fragte verwundert: ‚Woher bekommen wir einen Schlitten?‘ Antwort: ‚Vom Weihnachtsmann!‘ An den glaubte ich aber längst nicht mehr. Es wurden zwei Hengste aus dem Stall geholt, auch mein geliebter Tobias war dabei. Großvater hatte viel Mühe mit den beiden, die Pferde wurden ja zu wenig bewegt. Nun wußten sie nicht, wohin mit ihrer Kraft. Auf der Brücke zum Jagdschloß wurden wir schon von einigen Kindern mit ihren Schlitten erwartet. Das Schloß war voll mit Kindern aus den deutschen Ostgebieten, die alle irgendwie mit den Wettinern verwandt waren. Vor dem Schloß wurden wir schon von dem Schloßherrn, dem Prinzen, erwartet. Ich war ihm schon einige Male begegnet, denn man konnte damals tatsächlich noch einige Prunkräume besichtigen, vor allem die berühmte Geweihsammlung. In Erinnerung ist mir auch eine mit schönem Meißner Porzellan gedeckte Tafel geblieben. Wir gingen mit dem Prinzen zur Remise. Dort wartete auf uns ein reichverzierter und mit rotem Samt ausgeschlagener Schlitten. Ich kannte ja auch aus Georgenburg und Insterburg schöne Schlitten, denen man bei gutem Schlittenwetter begegnete, dieser aber war ein wahrer Märchenschlitten. Nach über 60 Jahren habe ich immer noch die Worte meines Großvaters im Ohr: ‚Dieser Schlitten ist doch viel zu schade für die Kinder!‘ Und ich höre noch den Prinzen antworten: ‚Wer weiß, was daraus einmal wird!‘ Als ich 50 Jahre später zur Adventszeit in Moritzburg war, wußte niemand mehr, wo die Prunkwagen und Schlitten geblieben waren! Aber damals paßte eben alles in meiner Weihnachtsmärchenwelt zusammen: das Schloß, die zugefrorenen Seen, der tiefverschneite, fast unberührte Wald, das wie verzaubert im Dämmerlicht verharrende Wild im Gehege, das Glitzern und Gleißen der letzten Strahlen der Wintersonne. Und alles durchtönt vom Schlittengeläut – himmlische Töne für mich, das Flüchtlingskind, ein zur Wirklichkeit gewordenes Weihnachtsmärchen, das unvergessen blieb!“

Die Suchgeschichte, die uns wohl in diesem Jahr am stärksten berührt hat, ist die von dem Zueinanderfinden der Familie Schipporeit, obgleich sie auch eine Tragik bringt, denn der Mann, der Mutter und Geschwister ein Leben lang gesucht hat, lebt nicht mehr. Erst nach seinem Tod fanden seine Hinterbliebenen aus Litauen die in Deutschland lebende Schwester, die ihrerseits bis in die letzte Zeit hinein nach ihm gesucht hatte. Jetzt hat **Sigrid Meier**, geborene Schipporeit, aus Schwabach einen Nachruf für ihren Bruder **Carl-Ulrich Schipporeit**, * 21. Juni 1938 in Königsberg, * 1986 in Litauen unter dem Namen **Kasies Gerulis**, geschrieben. Und weil darin alle Angaben authentisch sind, will ich ihn im Wortlaut veröffentlichen, denn nun ist die Suchfrage endlich gelöst. Dank unserer Ostpreußischen Familie. Und das ist für uns auch ein Weihnachtsgeschenk.

Sigrid Meier-Schipporeit schreibt: „Im März 1990 erfuhr ich über Umwege aus dem *Ostpreußenblatt*, daß eine Frau Gerullis Verwandte ihres verstorbenen Mannes sucht. Da der Name falsch geschrieben wurde und auch sonst einige Angaben nicht stimmten, habe ich erst nicht geglaubt, daß es mein Bruder Ulli gewesen sein kann. Wir hatten ihn in Litauen gesucht, da er ja im Mai 1947 zum Betteln nach Litauen gefahren war und bis zum 31. Mai, Muttis Geburtstag, wieder zurück sein wollte. Er kam nicht wieder! Für uns war es sehr traurig, Mutter hat immer gehofft, ihn doch noch zu finden. Nach vielem Hin und Her von Briefen aus Litauen weiß ich von Ulrichs Frau, daß er – aus welchen Gründen auch immer – nicht mehr nach Königsberg zurück konnte. In Litauen hat er bei Bauern gearbeitet und wurde dann von einer Familie adoptiert. Er arbeitete in der Landwirtschaft, hat später geheiratet und fünf Kinder gezeugt. Mein Bruder starb bei einem Arbeitsunfall im Jahr 1986. Wir hatten ihn schon seit 1951 einige Male durch den Suchdienst des Roten Kreuzes suchen lassen, meine letzte Anzeige stellte ich, als Litauen wieder von den Russen freigegeben wurde. Ich hätte ja so viele Fragen, die mir sichtlich nur Ulrich hätte beantworten können, auch wenn nur mit Hilfe eines Dolmetschers. Meine Schwägerin hat mir seine Augenfarbe – braun – und sein Muttermal in der Kniekehle bestätigt. Jetzt habe ich auch Fotos – es ist Familienähnlichkeit vorhanden. Nach 58 Jahren erfahre ich, daß er gelebt hat und ein gutes Leben in einer neuen Familie hatte.“

Soweit Ingrid Meier, die selber als Halbwaise – Vater **Paul** Schipporeit war im Oktober 1944 in Osnabrück bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen – in dem von Russen eroberten Metgethen und auch in Litauen Unerträgliches durchgemacht hat. In Kaunas verstarb 1951 ihr jüngster Bruder **Stefan**, als die Mutter mit ihm und der Tochter nach dem verschollenen Karl-Ulrich suchte. Über ihre Kindheit und Jugend hat die heute 71jährige ein kleines Büchlein geschrieben, vor allem für ihre Enkel und weitere Nachkommen. Dies wird nun ein neues Kapitel werden, das auch die Begegnung mit den neuen Verwandten beinhalten wird, wenn Ingrid Meier im nächsten Jahr nach Litauen fährt.

Ja, und was macht unser „Christkind“, der kleine **Mantas Stankevic** aus Litauen? Wir pflegen in jedem Jahr über ihn zu berichten, da seine bisherige Lebensgeschichte eng mit unserer Ostpreußischen Familie verbunden ist. Vor sieben Jahren wurde unser Mitarbeiter Dr. **Detlef Arntzen** in Ruß von einer älteren Memelländerin angesprochen, die ihn bat, ihr doch ein paar alte „Koddern“ zu schicken, da bei ihrem Urenkel „das Wasser immer aus dem Bauch lief“. Wie sich dann feststellte, fehlten dem damals Vierjährigen verschiedene Organe im Unterleib, seine Lebenserwartung war nur noch kurz. Mit einer spontanen Hilfsaktion bewirkte Dr. Arntzen, daß Mantas in Kiel operiert wurde. Inzwischen erfolgten weitere, durch Spenden ermöglichte Operationen und Nachuntersuchungen, die letzte im vorigen Jahr. Man kann es wirklich ein Wunder nennen, daß aus Mantas ein glücklicher Junge geworden ist, der fast problemlos leben kann, ein begabter, guter Schüler mit guten Zukunftsaussichten. Sein Traumberuf ist Schiffsingenieur, die Fahrten nach Deutschland über See haben ihn wohl sehr beeindruckt. Sein letzter Brief an Dr. Arntzen war in deutsch, der Sprache seiner inzwischen verstorbenen Urgroßmutter **Jakubeit**, geschrieben:

„Lieber Onkel Arntzen. Viele Dank für Ihren Brief und sehr interessante Zeitungen. Ich bin gesund und gut lernt. Bei uns in der Schule, vielleicht in zwei Jahr, wird Deutsch Sprach. In dieses Jahr sehr wenige Schüler in meine Klasse wollen Deutsch Sprach lernt, alles englisch lernt. Mutti und Vater sehr viel arbeiten und ich fast allein zu Hause war.“



Schachtel der Konditorei Kurt Gehlhaar

Und seine Mutter **Rasa**, die inzwischen ein sehr gutes Deutsch spricht, fügte noch hinzu: „Viele Grüße an deutsche Menschen!“ Die wir weiterleiten an alle, die mit dem nun elfjährigen Mantas mitgefühlt haben.

Und so bleibt mir nur noch übrig, ein herzliche Dankeschön zu sagen für die großartige Hilfsbereitschaft unserer Ostpreußischen Familie und ein gesegnetes Weihnachtsfest zu wünschen.

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede




Wir gratulieren ...

ZUM 102. GEBURTSTAG

Werner, Rudolf, aus Schapte, Kreis Ebenrode, jetzt Taulerstraße 18, 81739 München, am 26. Dezember

ZUM 98. GEBURTSTAG

Lange, Erich, aus Gr. Drebnau, Kreis Fischhausen, jetzt Kakabellenweg 34, 24340 Eckernförde, am 28. Dezember

ZUM 97. GEBURTSTAG

Höbermann, Jutta, geb. Schwabe, aus Bilderweitschen, Kreis Ebenrode und Königsberg, jetzt Gravenhorststraße 1, 21335 Lüneburg, am 18. Dezember
Manneck, Frieda, geb. Iwohn, aus Tapiau, Kiesweg, Kreis Wehlau, jetzt Mühlenberg 27, 23570 Lübeck, am 28. Dezember
Wisch, Minna, geb. Riedel, aus Pobethen, jetzt Hermann-Kröger-Straße 1, 23669 Timmendorfer Strand, am 31. Dezember

ZUM 96. GEBURTSTAG

Hennig, Thusnelda, aus Goldbach, Kreis Wehlau, jetzt Ahornweg 12, 25524 Itzehoe, am 27. Dezember

ZUM 95. GEBURTSTAG

Faltin, Frieda, aus Dreimühlen, Kreis Lyck, jetzt Ul. Mazurska 26, 19-314 Kalinowo, Polen, am 27. Dezember
Holldack, Fritz, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Schweriner Str. 15, 21614 Buxtehude, am 31. Dezember
Kloß, Gertrud, aus Talussen, Kreis Lyck, jetzt Grabenstraße 1, 59320 Ennigerloh, am 27. Dezember
Schade, Anna, geb. Wichmann, aus Ortelsburg, jetzt Kieler Straße 6, 22946 Trittau, am 26. Dezember

ZUM 94. GEBURTSTAG

Hecht, Elli, geb. Jung, aus Föhrenhorst, Kreis Ebenrode, jetzt Im Kugelschlag 3, 92439 Bodenwöhr, Tel. 0 94 34/35 10, am 23. Dezember
Hellwig, Kunigunde, geb. Dettlaff, aus Eichenfeld, Kreis Gumbinnen, jetzt Schürweg 14, 51643 Gummersbach, am 30. Dezember
Mrusek, Ewald, aus Tapiau, Schloßstraße, Kreis Wehlau, jetzt Hockenstraße 84, 28717 Bremen, am 26. Dezember
Willuweit, Frieda, geb. Böttcher, aus Argenbrück, Kreis Tilsit-Ragnit, Neugardter Straße 18, 27721 Ritterhude, am 26. Dezember

ZUM 93. GEBURTSTAG

Diesing, Georg, aus Rehwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Peter-Simons-Straße 8, 53879 Euskirchen, am 28. Dezember
Eggert, Else, geb. Rabe, aus Wehlau, Kirchenstraße, jetzt Spiekershäuser Straße 8, 34266 Niesetal, am 29. Dezember
Reypa, Gustav, aus Aulacken, Kreis Lyck, jetzt Sieben-Planeten-Straße 39, 58454 Witten, am 30. Dezember

ZUM 92. GEBURTSTAG

Goldberg, Elfriede, geb. Smolinski, aus Neidenburg, jetzt Bahner Weg 18, 41542 Dormagen, am 31. Dezember
Henseleit, Grete, geb. Schlosser, aus Betzingen, Kreis Schloßberg und Ellern, Kreis Goldap und Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Agnes-Miegel-Straße 32, 30826 Garbsen, am 14. Dezember
Mischkem, Berta, geb. Krell, verw. Nieß, aus Tannsee, Kreis Gumbinnen, jetzt Windmühlenweg 6 D, 38364 Schöningen, am 30. Dezember
Plewe, Blanka, aus Seehöhe, Kreis Lötzen, jetzt Am Springberg 20, 49214 Bad Rothenfelde, am 27. Dezember
Teschke, Kurt, aus Lötzen, jetzt Ahornweg 3, 79189 Bad Krozingen, am 26. Dezember

ZUM 91. GEBURTSTAG

Doll, Helene, geb. Schulz, aus Kleindünen, Kreis Elchniederung, jetzt Altengammer Hausdeich 34, 21039 Hamburg, am 26. Dezember
Klimaschewski, Gustav, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Kirchberg 2, 06420 Dalena, am 1. Januar
Kryschak, Eduard, aus Scharfenrade, Kreis Lyck, jetzt Richtweg 20, 28844 Weyhe, am 28. Dezember
Müller, Rudolf, aus Schellendorf, Kreis Ebenrode, jetzt Brahmsstraße 5, 67061 Ludwigshafen, am 28. Dezember
Pawelzik, Helene, aus Schönhorst, Kreis Lyck, jetzt Am Schaperkamp 12, 31088 Winzenburg, am 31. Dezember
Rauch, Erich, aus Lixainen, Kreis Mohrungen, jetzt Nordalbingerweg 6, 22455 Hamburg, am 26. Dezember
Stasch, Emma, aus Großgarten, Kreis Angerburg, jetzt Stauffenbergstraße 26, 07747 Jena, am 27. Dezember

ZUM 90. GEBURTSTAG

Böttcher, Gerda, aus Amtal, Kreis Elchniederung, jetzt Wensikkendorfer Weg 17, 16547 Birkenwerder, am 28. Dezember
Dießelberg, Christel, geb. Brodowski, aus Lyck, jetzt Cranachstraße 17/18, 12157 Berlin, am 28. Dezember
Herbert, Frieda, aus Eichensee, Kreis Lyck, jetzt Oberer Burgweg 17, 97082 Würzburg, am 30. Dezember
Kadow, Johanna, geb. Gollub, aus Almen, Kreis Ebenrode, jetzt Dewener Weg 4, 17192 Altschloen, am 31. Dezember
Lehmann, Charlotte, geb. Schlicht, aus Starkenberg, Langhöfel Dorf, Kreis Wehlau, jetzt Ohlen Fladen 17, 29336 Nienhagen, am 29. Dezember
Neumann, Helene, aus Ortelsburg, jetzt Hirschberger Weg 1, 48431 Rheine, am 30. Dezember
Pellner, Gertrud, aus Klein Rödersdorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Martin-Behaim-Straße 49, 23879 Mölln, am 30. Dezember
Potten, Ruth, geb. Wiechmann, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Ruebenstraße 49, 58636 Iserlohn, am 28. Dezember
Sukowski, Willi, aus Garbassen, Kreis Treuburg, jetzt Diepersd. Hauptstraße 60, 91227 Leinburg, am 31. Dezember
Weber, Hanna, geb. Bohl, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Im Dorffeld 1 A, 42799 Leichlingen, am 31. Dezember
Willumeit, Erwin, aus Tapiau, Memellandstraße, Kreis Wehlau, jetzt Sprockstraße 33, 46145 Oberhausen, am 29. Dezember

ZUM 85. GEBURTSTAG

Arndt, Lotte, aus Heiligenbeil, Friedrichstraße 2, jetzt Berlinstraße 93, 29223 Celle, am 26. Dezember
Bauszus, Bernhard, aus Fichtenberg, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Im Wolfhahn 19, 41748 Viersen, am 27. Dezember
Bölling, Ilse, geb. Kommick, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Jadeweg 54 b, 33689 Bielefeld, am 31. Dezember
Czerwinski, Martha, aus Millau, Kreis Lyck, jetzt Dortmunder Straße 21, 22419 Hamburg, am 31. Dezember
Fedrau, Christel, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Borstels Ende 4 g, 22337 Hamburg, am 26. Dezember
Fietz, Alma, geb. Rosin, aus Friedrichsthal, Kreis Wehlau, jetzt Hilchenbacher Straße 22, 57271 Hilchenbach, am 29. Dezember
Fortak, Fritz, aus Ortelsburg und Ittau, Kreis Neidenburg, jetzt Holsteiner Straße 22, 45770 Marl, am 26. Dezember
Frank, Artur, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Mühlenstraße 7, 22941 Bargteheide, am 1. Januar
Illgen, Else, geb. Krüger, aus Follendorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Heinrichstraße 4, 64293 Darmstadt, am 30. Dezember
Jochim, Liesbeth, geb. Bobran, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 110, jetzt Prof.-C.-Ehrenberg-Weg 20, 23758 Oldenburg, am 28. Dezember
Kamann, Arno, aus Gerhardsweide, Kreis Elchniederung, jetzt Timm-Kröger-Weg 6, 23795 Bad Segeberg, am 27. Dezember
Kamann, Gerda, geb. Komogowski, aus Osterode, jetzt Timm-Kröger-Weg 6, 23795 Bad Segeberg, am 14. Dezember
Klebe, Edith, geb. Hoffmann, aus Lyck, Lycker Garten 39, jetzt Am Goldacker 4, 34225 Baunatal, am 31. Dezember
Matheisl, Herta, aus Lötzen, jetzt Eppsteinstraße 18, 63456 Hanau, am 29. Dezember
Ossa, Erna, aus Neidenburg, Glünfl. Straße 13, jetzt Rud.-Königer-Straße 34, 27753 Delmenhorst, am 27. Dezember
Pehle, Erika, geb. Hellwig, aus Bitterfelde, Kreis Labiau, jetzt Saarbrückenstraße 157, 24113 Kiel, am 31. Dezember
Sauer, Frieda, geb. Neumann, aus Groß Rödersdorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Kardinal-Galen-Straße 43, 47501 Duisburg, am 28. Dezember
Sauer, Hedwig, geb. Ray, aus Birkenwalde, Kreis Lyck, jetzt Haferstraße 16, 33790 Halle, am 29. Dezember
Schwaermer, Herbert, aus Wehlau, Pinnauer Straße, Kreis Wehlau, jetzt Schwalbacher Straße 1, 28309 Bremen, am 30. Dezember
Sinnhuber, Betty, geb. Stein, aus Neufelde, Kreis Elchniederung, jetzt Heufsstraße 19, 27624 Bederkesa, am 28. Dezember
Steffens, Hildegard, geb. Sulimma, aus Lyck, Abbau, jetzt Königsweg 33, 25712 Burg, am 28. Dezember

ZUM 80. GEBURTSTAG

Beinert, Rose, geb. Müller, aus Wehlau, Nadolnystraße, jetzt Holzstraße 84, 44869 Bochum, am 26. Dezember
Blödner, Emma, geb. Korzen, aus Groß Dankheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Dorfstraße 18, 99510 Obertrebra, am 26. Dezember
Czech, Christel, aus Lyck, jetzt Elly-Heus-Knapp-Straße 29, 57518 Betzdorf, am 26. Dezember
Drossmann, Edith, geb. Nebel, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Konrad-Martin-Weg 1, 51688 Wipperfürth, am 26. Dezember
Freith, Martha, geb. Brodowski, aus Sentken, Kreis Lyck, jetzt Zur Lüppich 6, 53773 Hennef, am 26. Dezember
Groß, Herbert, aus Karkeln, Kreis Elchniederung, jetzt Mariahilfer Straße 35, 87629 Füssen, am 27. Dezember
Gugat, Hildegard, geb. Deckmann, aus Argemünde, Kreis Elchniederung, jetzt Westpreußenstraße 5, 31275 Lehrte, am 28. Dezember
Jedamzik, Elfriede, geb. Mast, aus Wihelmshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Danziger Straße 11, 44649 Herne, am 27. Dezember
Just, Heinz, aus Budewig, Kreis Elchniederung, jetzt Talstraße 111, 45475 Mülheim an der Ruhr, am 29. Dezember
Kamann, Arno, aus Gerhardsweide, Kreis Elchniederung, jetzt Timm-Kröger-Weg 6, 23795 Bad Segeberg, am 27. Dezember
Lesniowski, Helga, geb. Gogolin, aus Geigenau, Kreis Lyck, jetzt Im Rosental 4, 61231 Bad Nauheim, am 1. Januar
Pillath, Willi, aus Seenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Bauerfelder Weg 13, 96486 Lautertal-Coburg, am 31. Dezember
Pohl, Trauthilde, aus Seefrieden, Kreis Lyck, jetzt Am Burggraben 4, 65428 Rüsselsheim, am 30. Dezember
Prahm, Bruno, aus Königsberg, Nasser-Garten 47, jetzt Am Schulweg 13, 21279 Appel, am 31. Dezember
Reiniger, Willi, aus Mingfen, Kreis Ortelsburg, jetzt Königsberger Straße 1, 32602 Vlotho, am 1. Januar
Schlede, Margarete, geb. Eder, aus Schloßbach, Kreis Ebenrode, jetzt Hamburger Straße 10 c, 19309 Lenzen, am 30. Dezember
Schwarz, Elfriede, geb. Nieswandt, aus Moritzruhe, Kreis Ortelsburg, jetzt Eichgenweg 10, 50389 Wesseling-Berzdorf, am 28. Dezember
Splett, Eva, geb. Brien, aus Kukkerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Knappenstraße 63, 46537 Dinslaken, am 30. Dezember
Trepp, Heinz, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Rosengartenweg 1, 23899 Gudow/Segrahn, am 27. Dezember
Ulig, Liesbeth, geb. Gerber, aus Willdorf, Kreis Ebenrode, jetzt Kleinolbersdorfer Straße 5, 09593 Erdmannsdorf, am 28. Dezember
Waniek, Ursula, geb. Unruh, aus Pelkeninken, Kreis Wehlau, jetzt Wilhelm-Wander-Straße 2, 07407 Rudolstadt, am 31. Dezember
Weber, Hanni, geb. Dzikonski, aus Eichhorn, Kreis Treuburg, jetzt Bramkamp 1, 22949 Ammersbek, am 1. Januar
Wilamowski, Elsbieta, aus Wolfsee, Kreis Lötzen, jetzt ul. Nowowiesjka 3/5, PL 11-500 Gizycko, am 30. Dezember
Wrobel, Willi, aus Kleinkosel, Kreis Neidenburg, jetzt Birkenweg 4, 58675 Hemer, am 28. Dezember



ZUR DIAMANTENEN HOCHZEIT

Walinski, Ernst, aus Heiligenbeil, und Frau Ilse, geb. Rudat, aus Tilsit, jetzt Radwardstraße 2, 24223 Raisdorf, am 31. Dezember



ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Mikoleit, Horst, aus Tilsit / Kaltecken, und Frau Ingrid, geb. Diersch aus Uetersen, jetzt Hattingen / Ruhr, am 26. Dezember
Pohl, Helmut, aus Mohrungen, und Frau Ada, geb. Becker, jetzt Gartenstraße 6, 38312 Börßum, am 23. Dezember
Sadowski, Ewald, aus Rostken, Kreis Lyck, und Frau Ella, geb. Dziobaka, aus Kalgendorf, Kreis Lyck, jetzt Am Heideberg 28, 50354 Hürth, am 1. Januar

Höhepunkte

Danziger Malerei im Westpreußenmuseum

Foto: Göllner

Meisterwerke: „Hochmeisterpalast in Marienburg“.

Bis zum 19. März 2006 haben Besucher noch die Möglichkeit, die Präsentation „Danziger Malerei des 19. Jahrhunderts“ aus den Beständen des Nationalmuseums in Danzig im Westpreußischen Landesmuseum in Münster-Wolbeck zu besichtigen. Zahlreiche Werke namhafter Maler, darunter Friedrich Eduard Meyerheim, Albert W. A. Juchanowitz, Johann Carl Schultz und Wilhelm August Stryowski, haben erstmals die Dauerausstellung im Danziger Nationalmuseum verlassen und sind nur im Rahmen dieser einzigen Ausstellung in der Bundesrepublik zu sehen.

„Dieses Projekt betrachte ich als vorläufigen Höhepunkt im langjährigen grenzüberschreitenden Dialog unseres Hauses mit polnischen Kultureinrichtungen am Unterlauf der Weichsel. Von Juni bis November 2005 hatten wir über 8000 Besucher begrüßen dürfen“, betonte Dr. Lothar Hyss, Direktor des Westpreußischen Landesmuseums, und fügte stolz hinzu: „Wir haben in der Verlängerungszeit die Danziger Sammlung mit einigen Bildern ergänzt, die wir im Laufe der Jahre für unser Museum erworben haben.“ Zu den Exponaten aus den Beständen des Hauses zählt unter anderem die Ölmalerei von F. E. Meyerheim „Rastender Jäger vor der Danziger Bucht“, um 1830.

Interessant ist auch das museumspädagogische Rahmenprogramm, das für Jugendliche aller Alters- und Interessengruppen bis zum Ende der Ausstellung stattfindet. Für Grundschüler eignet sich beispielsweise das Programm „Bilder zum Riechen, Fühlen, Entdecken“. Für ältere Schüler sind Rundgänge unter dem Motto „Kunst als Spiegel der Zeit“ empfehlenswert.

Zusätzlich zu den allgemeinen Führungen werden Themenrundgänge wie „Reisen im 19. Jahrhundert“, „Die Flößer und das Leben auf der Weichsel“ oder „Danzig in alten Stadtansichten“ angeboten. *D. Göllner*

Nähere Informationen: Westpreußisches Landesmuseum, Am Steintor 5, 48167 Münster-Wolbeck, Telefon: (0 25 06) 8 10 12-0.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 24. Dezember, 17 Uhr, ZDF: Weihnachten mit dem Bundespräsidenten

Sonnabend, 24. Dezember, 14 Uhr, WDR: Weihnachten in Ostpreußen. Reportage

Sonntag, 25. Dezember, 20.15 Uhr, RTL: Pearl Harbor. Spielfilm

Sonntag, 25. Dezember, 22 Uhr, MDR: Weihnachten im Memelland. Reportage

Montag, 26. Dezember, 19.15 Uhr, ZDF: Im Land der Dünen. Winter auf der Kurischen Nehrung. Doku

Montag, 26. Dezember, 0.35 Uhr, ARD: Kurische Nehrung. Doku

Montag, 26. Dezember, 20.15 Uhr, Hessen: So weit die Füße tragen. Kriegsdrama

Dienstag, 27. Dezember, 23 Uhr, ARD: Pommerland. Doku

Mittwoch, 28. Dezember, 14.05 Uhr, 3sat: Film ohne Titel. Nachkriegsdrama

Mittwoch, 28. Dezember, 20.05 Uhr, N24: Entscheidung im Pazifik: Krieg der Flugzeugträger. Doku

Freitag, 30. Dezember, 18.15 Uhr, Arte: Von Elchen, Wölfen und Menschen. Doku

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

Schwäbisch-Hall
Mittwoch, 4. Januar, 14.30 Uhr lädt die Gruppe herzlich zur Neujahrsbegrüßung ins Seniorenstift der Bausparkasse „Im Lindach“ in Schwäbisch Hall ein. Elfi Dominik zeigt den Film über die Fahrt nach Schlesien im letzten Mai. Kontakt: Ursula Gehm, Telefon (07 91) 5 17 82.

Schwenningen – Donnerstag, 5. Januar, 14.30 Uhr erstes Treffen der Senioren im neuen Jahr im Restaurant „Thessaloniki“. Es werden Gedichte und Geschichten zur Winterzeit aus unserer Heimat vorgetragen. Anschließend wird ein Dia-Film gezeigt.

Ulm / Neu-Ulm – Sonnabend, 14. Januar, 14.30 Uhr Schabbernachmittag in den „Ulmer Stuben“. Kontakt: Hans-Jürgen Jahnke, Telefon: (07 31) 5 72 19.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Bad Reichenhall – Besinnliche Stunden gab es bei der Gruppe: Nachdem die „Hallgraf-Musi“ mit Ziehharmonika, Hackbrett und Gitarre zum Auftakt „Macht hoch die Tür“ gespielt – den Text des bekannten Chorals schrieb der Ostpreuße Georg Weissel (1590–1635), es ist gemeinsames Lied beider großen Konfessionen, begrüßte Landsmann Hoffmann aus München den Bezirksvorsitzenden Hans-Jürgen Kudczinsk mit Frau, den Obmann Herbert Ott und Landsleute. An liebevoll von Lilo Schöndorfer geschmückten Tischen begann das Programm. Zwischen der alpinweihnachtlichen Hausmusi folgten Wortbeiträge, von Erika Gugg über Eichendorff, Rosalind Götlitz rezitierte ein Gedicht, Gisela Budweht beschrieb die Zubereitung der Festtagsgans, und als Zugabe schenkte sie selbstgemachten Bärenfang aus der Heimat ein. Jutta Karl brachte ein Gedicht über den Pfefferkuchenmann. Schließlich las Hoffmann einen „Brief an den Weihnachtsmann“ von Erich Kästner. Er dankte dem Vorstand, den Helfern und allen Mitgliedern für jahrelange Treue und las zum Schluß ein Bittgebet von Antoine de Saint-Exupery. Mit einem weihnachtlichen Potpourri zum Mitsingen klang die harmonische Adventsfeier aus. Hoffmann überreichte noch allen Anwesenden das traditionelle Königsberger Marzipanherz und lud zum nächsten Heimattreffen am 11. Januar ein. Oberstudiendirektor Stefan Gauer hält einen Vortrag über Nicolaus Copernicus.

Bamberg – Mittwoch, 18. Januar, 16 Uhr Monatsversammlung der Gruppe in der Gasstätte „Tambosi“, Promenade.

Erlangen – Dienstag, 17. Januar, 14.30 Uhr Treffen der Frauengruppe im Jugendzentrum Frankenhof, Raum 20. Kontakt: U. Rosenkranz, Wohnstift Rathsberg, Rathsberger Str. 64, 91054 Erlangen.

Mühldorf / Waldkraiburg – Mittwoch, 25. Januar, 14 Uhr Zusammenkunft der Ost- und Westpreußen in Waldkraiburg im „Graf Toerringhof“ in Waldkraiburg. Kontakt: Heinz Brack, Telefon (0 86 38) 81 02 96.

Landshut – Dienstag, 3. Januar, 12 Uhr Neujahrsessen im Restaurant „Heigl“ (Nebenzimmer) in der Herrengasse.

Ulm / Neu-Ulm – Sonnabend, 14. Januar, 14.30 Uhr Schabbernachmittag in den „Ulmer Stuben“.



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren, Geschäftsführung: Telefon (0 30) 23 00 53 51, Deutschlandhaus, Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

LANDESGRUPPE
Mittwoch, 11. Januar, 13.30 Uhr Treffen der Frauengruppe in „Die Wille“, Wilhelmstraße 115, 10953 Berlin. Rechenschafts- und Kassenbericht, gemütlicher Nachmittag. Anfragen bei Marianne Becker, Telefon (0 30) 7 71 23 54.

HEIMATKREISGRUPPEN
Tilsit-Ragnit – Sonnabend, 21. Januar, 15 Uhr Jahreshauptversammlung der Gruppe in den Ratsstuben am Rathaus Schöneberg, Am Rathaus 9, 10825 Berlin.



HAMBURG

Vors.: H. Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 44 49 93; (01 70) 3 10 28 15. Stellv.: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax: (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPE
Freitag, 30. Dezember, 14 Uhr Brauchtumsstunde im Haus der Heimat, Teilfeld 1 (Bahnstation Landungsbrücken oder Rödingsmarkt). Die Stunde der mittel- und ostdeutschen Landsmannschaften steht unter dem Leitgedanken der heimatlichen Advents-, Weihnachts- und Neujahrsbräuche vom Memelland bis zum Sudetenland.

HEIMATKREISGRUPPEN
Sensburg – Sonntag, 15. Januar, 15 Uhr erste Zusammenkunft 2006 zum Plachandern im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Kontakt: Kurt Budszuhn, Telefon (0 41 01) 7 27 67.

BEZIRKSGRUPPEN
Billstedt – Dienstag, 3. Januar, 15 Uhr Treffen der Gruppe im „Marktcaffee“, Möllner Landstraße, Billstedt (U-Bahn Billstedt). Die Gestaltung des Treffens nach dem Kaffeetrinken gilt der Literatur. Ausflüge, eine Filmvorführung und anderes mehr wird geboten. Gäste sind willkommen. Kontakt: Anneliese Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Die Gruppe Darmstadt hat auf ihrer jüngsten Veranstaltung im „Kranichsteiner Bürgerhaus am See“ Asta Walter in Anerkennung langjähriger aktiver Mitarbeit im Vorstand und in Würdigung besonderer Verdienste um die landsmannschaftliche Arbeit in Darmstadt zum Ehrenmitglied ernannt. Mit 55 Jahren Zugehörigkeit ist Walter das Mitglied, das am längsten der Gruppe angehört. Sie ist die Witwe von Fritz Walter, der Jahrzehnte die Gruppe leitete. Vorsitzender Gerhard Schröder überreichte ihr anläßlich ihres 80. Geburtstages mit herzlichen Wünschen Urkunde und ein Geschenk. Julia Krause (14) aus Seeheim-Jugenheim begleitete die Feier virtuos auf dem Violoncello.

Wetzlar – Montag, 9. Januar, 18 Uhr Treffen in den „Wetzlarer Grillstuben“, Stoppelberger Hohl 128, Wetzlar. Gäste sind willkommen. Kontakt: Hildegard Henning, Telefon (0 64 41) 77 05 12.

Wiesbaden – Dienstag, 10. Januar, 15 Uhr Treffen der Frauengruppe im Haus der Heimat, Wappensaal, Friedrichstraße 35, Wiesbaden: „Winterliches aus unserer Kalten Heimat in Poesie und Prosa“.



MECKLENBURG-VORPOMMERN

Vors.: Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam, Telefon (0 39 71) 24 56 88

Fazit des vergangenen Jahres und Ausblick auf das Neue Jahr 2006 – Da war zunächst das Deutschlandtreffen am 21. / 22. Mai in Berlin. Wir danken der LO für die gute Wahl des Treffpunktes – entsprechend groß war der Zuspruch. Allein von Anklam aus haben wir landesweit sechs Busse mit 320 Teilnehmern organisiert, hinzu kamen Busse der Gruppen aus Stralsund, Schwerin und Ludwigslust. Wie jedes Jahr nahmen wir am 24. Juli mit drei Bussen und 140 Landsleuten am 10. Sommerfest der Heimatverbliebenen in Ostpreußen teil. Lassen Sie uns die Verbindung zu unseren Landsleuten in der Heimat pflegen, solange es geht. Ich weiß, wie sehr sie sich darüber freuen und davon zehren. Bei unseren Ausfahrten unternahmen wir auch eine Schiffsreise über das Frische Haff von Frauenburg nach Kahlberg. Auf dem Haff ließen wir einen Kranz zu Wasser im Gedenken an die Flucht über das Eis 1945. Herr Wegener von der Deutschen Kriegsgräberfürsorge Mecklenburg-Vorpommern hielt die Totenehrung, Heimatsänger BernStein sang dazu, es war sehr bewegend. Ein großer Höhepunkt war unser 10. Landestreffen der Ostpreußen am 8. Oktober in Schwerin. Dieses Jubiläum hat alle Erwartungen übertroffen und machte deutschlandweit von sich reden. Insgesamt wurden fast 2 300 Teilnehmer gezählt – Menschen über Menschen. Mit dem Innenminister von Mecklenburg-Vorpommern, Dr. Gottfried Timm, und dem Sprecher der LO, Wilhelm v. Gottberg, hatten wir zwei prominente Festredner. Auch das Landespolizeiorchester, der Shanty-Chor Rostock-Warnemünde, die Folkloregruppe Wandersleben und unser Heimatsänger BernStein haben wesentlich zum Gelingen beigetragen. Allen, die mitmachten, mithalfen, Busse und Fahrgemeinschaften organisierten, sei an dieser Stelle nochmals sehr herzlich gedankt. Die Landestreffen sind das Herz unserer Heimatarbeit in Mecklenburg-Vorpommern. Daß sie sich so entwickelten, ist sicher das Ergebnis von viel Mühe und Arbeit, vor allem aber ein Grund zu Freude und Dankbarkeit! Richten Sie sich bitte schon jetzt auf unser 11. Landestreffen am 7. Oktober 2006 in Neubrandenburg ein. Lassen Sie mich auch von unseren Heimattreffen in Anklam berichten. Sie waren ebenfalls gut besucht. Trotz winterlicher Kälte kamen zu unserem jährlichen Westpreußen-Treffen am 12. Februar 220 Landsleute von nah und fern. Der stellv. Bundesvorsitzende der LO, Hans-Jürgen Schuch aus Münster, hielt uns zwei brillante Vorträge. Zum Frühlingstreffen der Ostpreußen am 19. März sprach Frau Dr. Leiserowitz-Kibelka aus Berlin vor 550 Besuchern über die „Wolfskinder“, und wir hatten den Shanty-Chor Rostock-Warnemünde und Heimatsänger BernStein zu Gast. Unser jährliches Pommerntreffen (Heimatkreise Arnswalde und Friedeberg) führte am 9. April 500 Landsleute zusammen. Der Anklamer Gesangverein, das 1. Pommersche Blasorchester und die Volkstanzgruppe Lieper Winkel

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 18

gestalteten ein schönes Kulturprogramm. Am 24. September, dem Tag der Heimat 2005, wurde unser Denkmal in Anklam auf den Tag genau zehn Jahre alt. Wir ließen wieder 200 Friedens-Tauben vor dem Stein in die Lüfte steigen, und das Landespolizeiorchester gab ein Benefiz-Konzert zugunsten der Deutschen Kriegsgräberfürsorge. Es war mit 600 Landsleuten unser bisher bestbesuchter Tag der Heimat. Zum Herbsttreffen der Ostpreußen am 29. Oktober erlebten 500 Besucher im Volkshaus die Mutter der ostpreußischen Familie, Ruth Geede, das Landespolizeiorchester, Heimatsänger BernStein und die Kinder- und Jugend-Folkloregruppe „Kaschubische Noten“. Die Aktion „Weihnachtspäckchen für Ostpreußen“ erbrachte 150 Spenden für die Johanniter-Stationen in Masuren. Am Volkstrauertag fand die Feierstunde der Stadt Anklam erstmals vor unserem Gedenkstein im Beisein von 120 Besuchern statt und wurde vom Pommerschen Bläserquartett würdig umrahmt. Am Nachmittag fuhren wir mit 70 Landsleuten zum Golm auf Usedom zur zentralen Feierstunde des Landkreises. Die Adventsfeier am 27. November war mit 500 Besuchern zugleich die Jahreshauptversammlung unseres Kreisverbandes einschließlich Wahl eines neuen Vorstandes mit bewährten Landsleuten. Das Kulturprogramm wurde vom Anklamer Gesangverein, dem Pommerschen Bläserquartett und dem russischen Ensemble LADO aus Königsberg festlich gestaltet. 2005 stand ganz im Zeichen von 60 Jahren Kriegsende, Flucht und Vertreibung. Wir haben mit unseren Reisegruppen in diesem Jahr an 20 Kriegsgräberstätten ein ehrendes Gedenken gehalten. Wer tut es sonst – wenn nicht wir alle? In Anklam helfen ungefähr 40 Landsleute ehrenamtlich mit. Auf sie ist immer Verlaß – ohne sie wäre diese Arbeit nicht möglich! Ich denke an den Versand von 12000 mal Post in diesem Jahr. Was 2005 sonst noch geschah – Danke für allen Einsatz! 7. August in Güstrow: 9. Ermländer-Treffen mit 250 Besuchern; 20. August in Rostock: Denkmal für die Opfer von Flucht und Vertreibung eingeweiht; Ostpreußen-Treffen: in Friedland, Neubrandenburg, Rostock, Stralsund, Ludwigslust, Parchim, Schwerin, Hagenow, Wismar, Waren sowie Demmin, die Memellandkreise in Wismar, Schwerin und Rostock, die Insterburger in Schwerin und die Gumbinner in Parchim.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppen: Lüneburg, Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70; Braunschweig, Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77; Weser-Ems, Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68; Hannover, Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Tel. (0 51 36) 43 84

Delmenhorst – Dienstag, 3. Januar, treffen sich die Frauen- und die Männergruppe jeweils um 15 Uhr in der „Delmeburg“ beziehungsweise in der Kulturstube in der Parkschule zu einem Heimatnachmittag. – Donnerstag, 12. Januar, findet das Grünkohlessen statt. Georg Jakubeit nimmt hierzu Anmeldungen entgegen. – Zum Eisbeinessen am Sonnabend, 11. Februar, bitten Irmgard Lange oder Rudi Mroß um Meldung Ihrer Teilnahme bis zum Mittwoch, 1. Februar. Kontakt: Ernst Voigt, Wiebkestraße 8, 27751

Göttingen – Sonnabend, 11. Februar, 15 Uhr Jahreshauptversammlung im Gasthaus „Zur Linde“ in Geismar. Kontakt: Telefon (05 51) 6 36 75.

Osnabrück – Dienstag, 3. Januar, 16.45 Uhr Kegeln im Hotel „Ibis“, Blumenhaller Weg 152. Kontakt: Barbara Kleine, Vromelo 25, 49084 Osnabrück.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Montag, 2. Januar, 15 Uhr Zusammenkunft der Frauengruppe der Ost- und Westpreußen in der Wilhelmstr. 13, 6. Stock. – Donnerstag, 5. Januar, 14.30 Uhr Gesprächskreis der Königsberger und Freunde der ostpreußischen Hauptstadt. Kontakt: Landsmannschaft Ost- und Westpreußen, Wilhelmstr. 13, 6. Etage, 33602 Bielefeld.

Gütersloh – Die Gruppe organisiert einen Silvesterball. Alle Interessenten herzlich willkommen. Karten gibt es beim Vorsitzenden Eckhard Jagalla, Telefon (0 52 41) 40 38 72. Es gibt ein Begrüßungsgetränk, warmes und kaltes Buffet sowie eine Flasche Wein pro vier Personen.

Haltern – Sonntag, 8. Januar, 16 Uhr Jahreshauptversammlung und Neuwahl des Vorstandes in der Gaststätte „Kolpingtreff“, Disselhof, Haltern am See. Kontakt: Heinz Klettke, Telefon (0 23 64) 78 86.

Neuss – Donnerstag, 29. Dezember, 15 Uhr Tag der offenen Tür mit Kaffee und Kuchen (bis 18 Uhr) in der Ostdeutschen Heimatstube in der Oberstraße 17. Kontakt: Peter Pott, Telefon (0 21 37) 7 77 01.

Wesel – Donnerstag, 29. Dezember, 15 Uhr Treffen der Frauengruppe in der Heimatstube.

Ansichtssache



Foto: Archiv

Winterstimmung in Wehlau: Blick auf die Alle-Brücke in den 30er Jahren. Zwischen den Brückenpfeilern ist die evangelische Pfarrkirche St. Jacobi zu sehen.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Sonnabend, 7. Januar, 14.30 Uhr Heimatnachmittag in der Heimatstube, Lutzerstraße 20 in Kaiserslautern. Kontakt: Norbert F. A. Heise, Telefon (0 63 03) 65 61.

Ludwigshafen – Donnerstag, 5. Januar, 16 Uhr Einladung der Gruppe zu einem Neujahrsempfang und gemütlichem Zusammensein ein. Wir treffen uns im Haus der Arbeiterwohlfahrt, Ludwigshafen-Gartenstadt, Forsterstr. Kontakt: Willi Komossa, Geibring 6, 67235 Lambsheim, Telefon und Fax (0 62 33) 5 03 66.

Neustadt a. d. Weinstraße – Die Gruppe hatte Mitglieder und Freunde zu einem Treffen eingeladen. Manfred Schusziera begrüßte unter den Gästen die Kreisvorsitzende des BdV Inge Paetzold und den Vertreter der Deutschen aus Rußland Emil Biedlingmeier. Der 1. Vorsitzende erinnerte an Flucht und Vertreibung vor über 60 Jahren. Heimat ist für Flüchtlinge und Vertriebene mehr als nur ein Wort. Die Heimat ist der doppelte Boden aus Vertrautsein und Geborgenheit. Heimatliebe wächst aus dem Herzen. Die Vertreibung aus dem Paradies der Kindheit und Jugend bleibt ein großes Unrecht und wird leider auch heute noch in vielen Ländern der Erde durchgeführt. Deshalb treten die Landsmannschaften und der Bund der Vertriebenen und Heimattreuen für ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ ein, an dem sich auch andere Nationen beteiligen können. Ein Spendenaufruf des Vorstandes an die Anwesenden erbrachte den erfreulichen Betrag von 102,60 Euro. Das Geld ist je zu Hälfte für das „Zentrum gegen Vertreibungen“ und als „Treuespende für Ostpreußen“ bestimmt.



SAARLAND

Vors.: Martin Biesen, Wetschauer Str., 66564 Ottweiler / Fürth, Telefon: 0 17 36 18 35 37

LANDESGRUPPE

Der Vorstand möchte sich bei allen bedanken für die gelungene Weihnachtsfeier. Nach Gedenken der Verstorbenen und Vorstellung des neuen Vorstandes ging es bei Kaffee und Kuchen zur Festlichkeit über. Natürlich mit Weihnachtsliedern in Begleitung der Tanz- und Singgruppe „Elch“, mit Vorlesungen von Frauen der Gruppe und Gedichten sowie Erzählungen. Vor allem möchten wir den Jugendlichen Max Bettinger und Lukas Bold für ihren Vortrag Dankeschön sagen. Wir sagen auch den Helfern bei der Tombola Danke.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 4. Januar, 14–16 Uhr Handarbeits-Frauennachmittag, Zimmer Nr. 6, Bestehornhaus Aschersleben.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Fehmarn / Burg – Dienstag, 10. Januar, 15 Uhr Monatstreffen der Gruppe im neuen Jahr im Haus am Stadtpark. Es gibt einen Dia-Vortrag „Grüne Inseln im Kanal“, den Gerd Nagler aus Elmshorn hält. Gäste sind herzlich willkommen.

Kiel – Sonnabend, 24. Dezember, 12 Uhr Weihnachtslieder vom Balkon der „Kieler Nachrichten“. Die Königsberger Tradition des Turmblasens vom Schloß lebt hier weiter. – Sonnabend, 31. Dezember, 18 Uhr Turmblasen vom Balkon der „Kieler Nachrichten“. Das alte Jahr wird mit Weihnachtsliedern und Chorälen von einem Bläserquartett verabschiedet, dank der Stiftung eines Königsberger Landsmannes vor 20 Jahren. – Montag, 9. Januar, 14.30 Uhr Treffen der Ostpreußischen Frauengruppe Elmschenhagen am Bebelplatz 3, Kiel. Kontakt: Haus der Heimat Kiel, Telefon (04 31) 55 38 11.

Ostpreußisches Landesmuseum

Lüneburg – Das Ostpreußische Landesmuseum ist um ein Ausstellungsstück erweitert worden – den „Elbing-Hirsch“. Der mit Engeln und Früchten verzierte Renaissance-Hirschkopf ist prachtvoll bemalt und war bis 1997 als Leihgabe im Landesmuseum zu sehen. Das Exponat kam danach zum Besitzer zurück. Nach Restaurierung ist das Erbstück mit zwölfendigem Geweih nun dauerhaft im Museum zu sehen. Der Ankauf wurde von den „Freunden des Ostpreußischen Landes- und Jagdmuseums“ und dem „Förderkreis Ostpreußisches Jagdmuseum – Hans-Ludwig Loeffke Gedächtnisvereinigung“, dem Dr. Barbara Loeffke vorsteht, ermöglicht.



Foto: Ostpreußisches Landesmuseum

Aus den Heimatkreisen

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



ALLENSTEIN LAND

Kreisvertreter: Leo Michalski, Adolf-Westen-Straße 12, 42855 Remscheid, Telefon und Fax (0 21 91) 2 45 50. Geschäftsstelle: Gemeindeverwaltung Hagen a. T. W., Postfach 12 09, 49170 Hagen a. T. W., Telefon (0 54 01) 97 70

Kreisausschußsitzung – Nach dem Heimatkreistreffen Ende September kam der Vorstand im November in Remscheid zur letzten Sitzung 2005 zusammen. Kreisvertreter Leo Michalski berichtete über den erfolgreichen Ablauf des Heimattreffens in Hagen, dann über die Jubiläumsfeier der Grundschule in Wartenburg Mitte Oktober, an der er zusammen mit dem Hagener Bürgermeister Dieter Eickholt teilgenommen hatte, und schließlich über die Landesvertretung, das höchste Gremium der LO, Anfang November. Der Vorsitzende des Kreistages, Adalbert Graf, zeigte Höhepunkte des Kommunalpolitischen Kongresses in Dresden auf. An dem von der LO unter Leitung des stellv. Sprechers Bernd Hinz mit Beteiligung des Allensteiner Landrates Adam Sierzputowski als Sprecher der ermländisch-masurischen Landräte vornehmlich für Landräte und andere hochrangige Kommunalpolitiker veranstalteten dreitägigen Seminar nahmen von deutscher Seite der heutige Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble, der heutige Kanzleramtsminister Dr. Thomas de Maiziere, der stellv. Fraktionsvorsitzende der CDU/CSU im Bundestag Arnold Vaatz und von polnischer Seite Generalkonsul Ryszard Krol teil. Ziel des 5. Kommunalpolitischen Kongresses war, den deutsch-polnischen Verständigungsprozeß zu fördern, geschürte Ängste abzubauen und die Geschichtsbilder beider Nationen gerade zu rücken. Der Schatzmeister der KG, Klaus Schwittay, gab einen Überblick über die Finanzlage und unterrichtete die Vorstandsmitglieder über den Preis für das in Arbeit befindliche Heimatjahrbuch (HJB) 2005. Zugleich gab er seiner Hoffnung Ausdruck, daß das zu erwartende Spendenaufkommen die Kosten des um einige tausend Euro teuren HJB decken werden. Ehe über die Neuwahlen zum Kreistag und über die Termine 2006 sowie über die Zukunftssicherung der KG beraten wurde, berichtete Horst Tuguntke über seine Teilnahme an dem Schriftleiterseminar Ende Oktober in Bad Pyrmont und über seine Presse- und Schriftleitertätigkeit 2005. Das HJB Nr. 36, das zu Weihnachten erscheinen wird, liegt dem Schriftleiter als erstem im Enddruck vor. Mit 352 Seiten ist es das bisher umfangreichste. Aus postalischen Gründen mußte es von ursprünglich 395 Seiten zurückgeführt werden. Schriftleiter und Druckerei standen deshalb unter Zeitdruck, was zu Lasten leichter Flüchtigkeitsfehler beim Druck und nicht genutzter kleinerer Leerräume geht. Der Schriftleiter weist vorsorglich darauf hin, daß der gesamte Vorstand in Nordrhein-Westfalen beheimatet ist und daß hier noch die alte Schreibweise gilt. Gleichwohl ist der Schriftleiter bemüht, sich nach und nach der neuen Rechtschreibung anzupassen. Im neuen Heimatjahrbuch kommen hervorragende Autoren und Kenner der Materie zu Wort. Der Schriftleiter hat bei der Auswahl der Themen und Bilder, insbesondere der vielen farbigen, stets die tief verwurzelte Frömmigkeit der ermländischen Bevölkerung, aber auch ihre Liebe zu ihrer ostpreußischen Heimat, bedacht. – **Kreistagswahl 2006 – Dem Heimatjahrbuch liegt eine Wahlkarte mit 30 Kreistagskandidaten bei**. Kreuzen Sie bitte einen oder mehrere, bis zu 25 von 30 Kandidaten an, versehen Sie die Wahlkarte mit einer Briefmarke von 45 Cent und senden Sie bitte diese rechtzeitig bis zum 9. Februar an die vorgegebene Anschrift. Der Kreistag ist das höchste Gremium der Kreisgemeinschaft. Dort werden Ihre Interessen vertreten. Machen Sie von Ihrem Wahlrecht Gebrauch!



ANGERAPP (DARKEHMEN)

Kreisvertreterin: Edeltraut Mai, Weißdornweg 8, 22926 Ahrensburg, Telefon (0 41 02) 82 33 00, Internet: www.angerapp.de

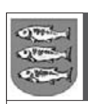
In der Zeit vom 25. Mai bis 4. Juni 2006 findet eine elftägige Reise auch nach Angerapp statt. Das Programm: Reiseroute von Hannover-Hamburg (Ahrensburg) über Berlin-Küstrin, Grenzübergang (weitere Zustiegsmöglichkeiten an der Autobahn). Weiterfahrt bis Schneidemühl zur ersten Übernachtung, danach direkt über Marienburg (Fotopause), Elbing, Frauenburg, Braunsberg, polnisch-russische Grenze und Heiligenbeil nach Insterburg für drei Übernachtungen, Tagesfahrt nach Angerapp, Fahrt nach Königsberg zur Stadtbesichtigung (auf Wunsch freie Verfügung); von Insterburg über Cranz auf die Kurische Nehrung, bei Rossitten Besichtigung der Vogelwarte, anschließend über die russisch-litauische Grenze nach Nidden für drei Übernachtungen, Fahrt über Schwarzort zur Pendelfähre, mit der wir nach Memel übersetzen. Stadtbesichtigung von Memel und Polangen, Besichtigung von Nidden mit Thomas Mann Haus und Hoher Düne. Nachmittag zur freien Verfügung. Abfahrt von Nidden über Memel, Kaunas und die litauisch-polnische Grenze nach Masuren für zwei Übernachtungen. Masurenrundfahrt inklusive Schiffsfahrt auf Masurischen Seen, Aufenthalt in Nikolaiken, dem Venedig Masurens und Besuch der Wallfahrtskirche Heilige Linde. Eventuell Staaken auf der Krutinna und zu den Rollbergen. Abfahrt von Masuren über Allenstein, Osterode, Elbing, Konitz, Deutsch-Krone in den Raum Landsberg zur letzten Übernachtung. Die Rückfahrt nach Deutschland erfolgt in der gleichen Reihenfolge wie auf der Hinfahrt. Weitere Informationen können Sie bei Edeltraut Mai, Telefon (0 41 02) 5 84 18 erfahren. Anmeldungen bis spätestens 28. Februar. Für diese Reise ist ein Reisepaß erforderlich, der über das Ende der Reise hinaus noch mindestens drei Monate Gültigkeit haben muß. – Weitere Reise: In der Zeit vom 7. bis 17. September 2006 findet eine weitere Reise zum Stadtfest nach Angerapp statt. Weitere Informationen, auch hierzu, bei der Kreisvertreterin.



HEILIGENBEIL

Kreisvertreter: Siegfried Dreher, Telefon (0 41 02) 6 13 15, Fax (0 41 02) 69 77 94, Papenwisch 11, 22927 Großhansdorf

Zum dritten Mal setzten sich auf dem letzten Kreistreffen auf Einladung von Marti Coch frühere Bewohner der Heiligenbeiler Abbaugehöfte als kleine, besondere Schicksalsgemeinschaft zu einem Gedankenaustausch zusammen. Im Süden unserer Vaterstadt gab es 14 solcher Abbaugehöfte, die alle im 19. Jahrhundert im Rahmen einer allgemeinen Flurbereinigung nach Zusammenlegung der Grundstücke eines Landwirts in der Feldmark errichtet wurden. Die von diesen Gehöften bewirtschafteten Flächen waren zusammen größer als das eigentliche Stadtgebiet. Die Betriebe waren unterschiedlich groß – zwischen 30 und zirka 100 Hektar. Die kleineren Stücke wurden nur von der Familie des Besitzers bewirtschaftet, die größeren boten zusätzlich Arbeit und Brot für mehrere Instmannfamilien. Die Teilnahme an den bisherigen Sondertreffen zeigt entgegen der allgemeinen Entwicklung eine steigende Tendenz. Waren es 2003 und 2004 je zehn Personen, so kamen in diesem Jahr schon 17 Landsleute zusammen. Die Adressenliste umfaßt inzwischen 45 Anschriften. Es fehlen aber noch viele. Daher dieser Aufruf: Wer bis 1945 auf einem Abbaugehöft gelebt, aber bisher noch keine Einladung nach Burgdorf erhalten hat, melde sich bitte schriftlich oder telefonisch bei Martin Coch, Im Flachsgarten 13, 50226 Frechen, Telefon (0 22 34) 5 78 14. – **Grüße:** Die KG Heiligenbeil wünscht auch auf diesem Wege allen Heiligenbeilern, allen Ostpreußen, und allen, die unsere Heimat lieben eine gesegnete Weihnacht, ein gesundes neues Jahr und ein fröhliches Wiedersehen bei unseren nächsten Kreistreffen am 9. und 10. September im Veranstaltungszentrum Burgdorf!



LÖTZEN

Kreisvertreter: Erhard Kawlath, Dorfstraße 48, 24536 Neumünster, Telefon (0 43 21) 52 90 27

Ein Bericht über Widminnen aus heutiger Sicht – Am 6. Dezember hatte ich, Kreisvertreter Erhard Kawlath, im Beisein von Walter Zantop ein interessantes Gespräch mit dem Gemeindevorsteher von Widminnen, Tomasz Pieluschkowski. Er ist eine imposante Erscheinung, groß und drahtig, ein sportlicher Typ – ehemals Lehrer. Die Gemeinde war früher ein Kirchspielort mit 3200 Einwohnern und großem Viehverladebahnhof. Widminnen hat heute 7500 Einwohner, davon gehören 1500 zu den Sozialfällen. Es fehlt die Industrie. Aus der ehemaligen Mittelschule, früher Zubringerschule für die Gymnasien in Lötzen, Lyck und Rastenburg, ist ein Gymnasium geworden. Wir wurden vor Jahren von der Direktorin sehr freundlich empfangen. Das Gymnasium ist sehr modern eingerichtet, setzt strenge Maßstäbe. Auf dem Gelände der ehemaligen Getreidehandlung Broese steht nun eine Kulturhalle. Eine neue Sporthalle ist fest in Planung. Es gibt in der Gemeinde drei Kinderheime. Zwei habe ich bereits besucht und betreut. Die Siedlung hat sich mächtig ausgeweitet.



WEHLAU

Kreisvertreter: Joachim Rudat, Telefon (0 41 22) 87 65, Klinkerstraße 14, 25436 Moorrege

Treffenkalender 2006 (Fortsetzung von Ausgabe 50) – 19.–21. Mai Schultreffen Groß Engelau im Gasthof „Vollmer" in 28857 Syke; 14.–19. September 15. Allenburger Klassentreffen in 09623 Holzhau; 22.–24. September Klassentreffen Deutsch-Ordens-Schule in 31542 Bad Nenndorf, Wandelhalle im Kurpark, Hauptstraße.

Bund Junges Ostpreußen

Hannover – Am 14. und 15. Januar hält der Bund Junges Ostpreußen in der Jugendherberge Hannover seine nächste Bundesversammlung ab. Programm: Vorstandswahlen, Planungen für 2006; inhaltlich: Westpreußen. Anmeldung bis 28. Dezember unter bjo@ostpreussen-info.de; Fax.: (040) 41 40 08 48; Post: Parkallee 84-86, 20144 Hamburg. Fahrgemeinschaften werden gerne vermittelt.

Keine Advents- und Weihnachtsberichte

Alle Jahre wieder kommen unsere Leser überall in Stadt und Land zusammen, um die adventliche und vorweihnachtliche Zeit festlich zu begehen. Bei den vielen Berichten, die uns über die heimatlichen Feiern erreichen, ist es uns auch in diesem Jahr nicht möglich, entgegen unserer sonstigen Gepflogenheit, die Beiträge zu veröffentlichen. Wir bitten unsere Mitarbeiter und unsere Leser dafür um Verständnis. Aus der Fülle der Einsendungen geht hervor, daß unser ostpreußisches Brauchtum bei allen Feiern nach wie vor gepflegt wird. Im Schein der Kerzen sitzen unsere Landsleute bei Kaffee und Mohnstrietzel oder Fladen, Pfeffernüssen und selbstgebackenem Marzipan beisammen, lauschen dem Chorgesang oder zarter Flötenmusik und erfreuen sich an Weihnachtsspielen, die von Jugendlichen und Jugendgruppen gleichermaßen dargeboten werden.
In diesen Stunden der Besinnung spüren alle die innere Verbundenheit, sie spüren, daß die Ostpreußen, auch fern der Heimat, eine große Familie bilden.
Eine frohe Adventszeit wünscht Ihnen Ihr **Sverre Gutschmidt**

Großvater kauft Geschenke

Zu Weihnachten herrscht Hochbetrieb in den Geschäften, doch Opa hat alles im Griff

Von Willi Wegner

Und paß gut auf dich auf", sagte seine Frau. „Geh schön vorsichtig. Es ist glatt draußen. Und kauf keinen Firlefanz!"

„Ich bin ja schon eine ganze Weile erwachsen", erwiderte der Großvater, nahm seinen Stock und verließ die Wohnung. Während er die Treppen hinabstieg, erhellten sich seine Züge. Er blieb stehen, zog seine Brieftasche, öffnete sie und sah hinein. Er lächelte. Was er jetzt vorhatte, das gefiel ihm. Er würde Weihnachtsgeschenke für Hans und Marion einkaufen. Hans und Marion waren ihre Enkelkinder. 17 und 15 Jahre alt. Eigentlich hatte Oma schon für die Geschenke gesorgt, aber Opa wollte auch noch etwas kaufen. Speziell von ihm – für die beiden. Sie sollten sich freuen. Er wußte noch nicht, was er kaufen würde. Aber es fällt mir schon noch etwas ein, sagte er sich.

Der Bus war wie immer überfüllt. Eingekeilt stand der Großvater mitten unter den anderen Fahrgästen, die ebenfalls keinen Sitzplatz mehr bekommen hatten. Plötzlich fiel sein Blick auf jenes junge Mädchen, das unmittelbar vor ihm saß und fast so aussah wie Marion. Gerade jetzt zog sie einen kleinen Taschenspiegel aus ihrem Handtäschchen, betrachtete sich eine Weile sehr wohlgefällig darin und steckte ihn wieder fort. Dann hob sie den Kopf, sah einen kurzen Augenblick in das Gesicht des vor ihr stehenden Mannes und schaute schließlich wieder nach unten auf ihre Knie.

Nach einigen Stationen erhob sich die kleine hübsche Dame, flatterte ein wenig mit den Wimpern und sagte: „Na los, Opa – der Platz ist angewärmt!" Sie warf den Kopf in den Nacken, dann quetschte sie sich durch die Mauer der stehenden Fahrgäste und stieg aus.

Auf den Straßen herrschte ziemlicher Verkehr. Manchmal war es fast unmöglich, die Fahrbahn zu überqueren. Außerdem war es glatt, wie Oma gesagt hatte.

Und dann stand der Großvater plötzlich an einer sehr belebten Straßenkreuzung und wußte nicht, ob er es wagen sollte, als jemand neben ihm sagt: „Na, Opa – Hemmungen?"

> Dieser Junge sah aus wie sein Enkelkind

Großvater blickte den Fragenden an. War das Hans? Nein, natürlich nicht, aber dieser Junge sah fast so aus wie Hans, sein Enkelkind.

„Jaja", lachte der Junge, „das ist ein anderer Verkehr als 1920, was?!" Dann lief er leichtfüßig zwischen ein paar Autos über die Straße und ließ den alten Mann stehen. Der Großvater aber dachte: Es ist doch nicht möglich, daß sie alle so sind.

Nachdem Opa in mehrere Schaufenster hineingesehen hatte, betrat er ein Geschäft und kaufte zwei schöne dicke Fotoalben, ein blaues für Hans, ein rotes für Marion. Das war schon mal ein schöner Anfang! An der Kasse herrschte Hochbetrieb. Großvater, mit der Brieftasche in der Hand, rückte meterweise voran. Erst nach zehn Minuten war er endlich an der Reihe – aber seine Brieftasche war fort!

Sie war einfach weg. Eben hatte er sie noch in der Hand gehabt. Mit dem Geld darin! Ob man sie ihm in dem Gedränge gestohlen hatte? Vielleicht war es so schnell gegangen, daß er es gar nicht hätte bemerken können ...

Doch dann war da plötzlich ein Geschubse, und zwei Jugendliche standen vor dem Großvater – ein etwa siebzehnjähriger Junge und ein etwas jüngeres Mädchen. Sie sahen aus wie Hans und Marion. Der Junge hielt Großvaters Brieftasche in der Hand und sagte: „Hier, Opa – die haben sie eben verloren! Zufällig haben wir's gesehen!"

Da sagte der Großvater: „Danke, das ist sehr lieb von euch! Recht schönen Dank auch!" – und er dachte: Sie sind doch nicht alle so! Es ist wie bei den Erwachsenen. Es gibt Gute und nicht so Gute ...

Als Großvater nach Hause kam, fragte Oma: „Na, hast du auch gut auf dich aufgepaßt?"

„Da waren zwei", sagte der Großvater, „die sahen aus wie Hans und Marion – die haben auf mich aufgepaßt. Die waren schon in Ordnung. Ich sage dir, es ist ein Gedränge an den Kassen, du glaubst es nicht!"

„Ach, was redest du nur wieder für einen Unsinn!" sagte Oma.



Foto: privat

Im Weihnachtsstreß: Beim Geschenkeinkauf darf nichts vergessen werden, natürlich erst recht nicht der Christbaum.

Reif und Frost

Weihnachten an der Mottlau

Von Max Halbe

Weihnachten kommt. Reif und Frost kommen mit. Drüben im „Irrgarten" stehen die Birken, Erlen und Haselnußsträucher in blitzenden Mänteln von Reif. Reif liegt auf der Dorfstraße, überzuckert die Klüten und Klumpen, die sich der Frost aus dem Morast zusammengeballt hat: ein Bildhauer des Primitiven, der frei nach der Natur arbeitet. Reif bedeckt die Dächer der Häuser und Katen jenseits der Mottlau. Eine blutige Riesenmelone, von Nebelschwaden gesprenkelt, will hinter den „blauen Bergen" versinken. Der Tag ist der kürzeste im Jahr. Die Dämmerung bleicht.

Was wird der heutige Abend bringen, der Weihnachtsabend? Was wird er mir über zehn Jahre bringen? Ich habe die „Großen" oft vom „Leben" sprechen hören. Was ist das, das Leben? Die waren doch auch mal so wie ich. Jetzt sind sie alt! Wie das sein mag, wenn man alt ist? Irgend etwas in mir tut auf einmal so weh, so als müßte ich zerspringen! Irgend etwas sehnt sich, ich weiß nicht, wonach!

Vom Hausflur kommen plötzlich Stimmen, es schwimmen Töne, Gesang ... Die Dorfkinder mit ihren Weihnachtsliedern sind da, wie alle Jahre an diesem Tag und um diese Stunde, wenn die Sonne herunter ist ...

Heiliger Abend! Noch zwei bis drei Stunden und die Kerzen am Weihnachtsbaum brennen ... und dann ... Dann ist auch das wieder vorbei! Im Hausflur klingt noch immer von hellen Kinderstimmen ein altes Lied. Es ist, als müßte mir das Herz brechen.

Aber zwei, drei Stunden später, unter dem Lichterbaum, ist der frühzeitige Weltschmerz vergessen (verschwunden ja nicht), das Marzipanherz ganz oben auf dem Teller schmeckt großartig! Ich habe ja selbst dabei mitgeholfen ...

Wieder eine Woche. Silvesterabend, der zur Rüste geht. Wenn diese gelbe bleiche Wintersonne hinunter ist, wird sie das alte Jahr nie mehr wiedersehen. Das zieht heute um Mitternacht fort in die Ewigkeit. (Was das wohl sein mag, Ewigkeit?) Dann kommt eine neue Zahl. Fernher, vom Ende des Dorfes schallt Peitschenknallen. Es ist nicht ein einzelner, der da knallt. Ganze Salven sind's; wie auf Kommando knattern sie daher, in regelmäßigen Absätzen. Das sind die Knechte von allen Höfen, die das alte Jahr „ausknallen".

Und schon treten andere auf dem Beischlag von unserem Haus mit dem „Brummtopf" an: Ein irdener Topf, Pferdehaare als Saiten darüber gespannt. Wenn man sie zupft, so gibt es dumpfe, murrende, brummende Baßtöne. Sie gehen einem durch Mark und Bein, als stampfte eine Horde von Urzeitmenschen im Takt herum. Rauhe Kehlen singen eine uralte Weise zur Brummtopf-Begleitung.

„Wir bringen dem Herrn einen schön gedeckten Tisch; an allen vier Ecken einen gebratenen Fisch. – Wir bringen der Frau eine goldene Kron'; übers Jahr, übers Jahr einen jungen Sohn ..." Rumpedibumm! Rumpedibumm! Im dumpfen Brummtopftakt stampft die dörfliche Schar, nachdem sie ihren Sold eingeheimst, zum Nachbarhof, wo sich das Spiel wiederholt. Rumpedibumm! Rumpedibumm! „Wir bringen dem jungen Herrn ein schön gesatteltes Pferd, eine reiche Braut und ein krummes Schwert ..." Rumpedibumm! Rumpedibumm! Dann zieht allmählich Stille ein.

Peitschenknallen und Brummtopfmusik ziehen mir noch heute als alter Heimatklang durch den Sinn, wenn wieder einmal ein Jahresring sich schließt und die Silvestersonne zur Rüste geht.

»Ja, Virginia, es gibt einen Weihnachtsmann«

Warum er existiert und wir an ihn glauben sollten – Kommentar in der „New York Sun" im Jahr 1897

Wir freuen uns, an dieser hervorragenden Stelle den unten wiedergegebenen Brief beantworten zu dürfen, und drücken unsere große Befriedigung darüber aus, daß sein vertrauensvoller Autor zum Freundeskreis der „Sun" gehört:

Liebe Redaktion,
ich bin acht Jahre alt. Einige meiner kleinen Freunde sagen, es gibt keinen Weihnachtsmann. Papa sagt: „Wenn es in der ‚Sun' steht, stimmt es auch." Bitte sagt mir die Wahrheit, gibt es einen Weihnachtsmann? Virginia O'Hanlon 115 West 95th Street

Virginia, Deine kleinen Freunde irren sich. Sie haben sich von der Skepsis eines skeptischen Zeitalters beeinflussen lassen. Sie glauben nichts, was sie nicht auch sehen können. Sie denken, daß nichts existieren kann, was ihr kleiner Verstand nicht begreift. Jeder Verstand, sei es der eines Menschen oder eines Kindes, ist klein. In unserem gewaltigen Universum ist der Mensch mit seinem Intellekt nur ein Insekt, eine Ameise, verglichen mit der grenzenlosen Welt um ihn herum, gemessen an dem Intellekt, der Wahrheit und Wissen umfassend begreifen kann.

Ja, Virginia, es gibt einen Weihnachtsmann. Er existiert so sicher wie Liebe und Großzügigkeit und Hingabe existieren, und Du weißt, daß sie reichlich vorhanden sind und in Dein Leben Schönheit und Freude bringen. Ach, wie trostlos wäre die Welt, wenn es keinen Weihnachtsmann gäbe! Sie wäre so trostlos, als gäbe es keine Virginias. Dann gäbe es keinen kindlichen Glauben, keine Poesie, keine Romantik, um diese Existenz erträglich zu machen. Außer unserem Verstand und Begriffsvermögen würden wir keinerlei Freude und Genüsse kennen. Das strahlende Licht, mit dem die Kindheit die Welt erfüllt, würde ausgelöscht.

Nicht an den Weihnachtsmann glauben! Du könntest genauso gut nicht an Feen glauben. Du könntest Deinen Papa dazu bringen, Leute einzustellen, die am Weihnachtsabend alle Kamine der Welt beobachten, um den Weihnachtsmann einzufangen, aber selbst wenn sie ihn nicht kommen sehen würden, was würde das beweisen? Niemand sieht den Weihnachtsmann, aber das ist kein Zeichen dafür, dass es keinen Weihnachtsmann gibt. Die realsten Dinge in der Welt sind diejenigen, die weder Kinder noch Erwachsene sehen können. Hast Du jemals die Feen im Garten tanzen sehen? Natürlich nicht, aber das ist kein Beweis dafür, daß sie nicht da sind. Niemand kann sich all die Wunder vorstellen, die ungesehen und unsichtbar in der Welt vorhanden sind.

Du zerlegst die Babyrassel und kannst sehen, was das Geräusch darin verursacht, aber es gibt einen Schleier, der die ungesehene Welt verdeckt und den weder der stärkste Mensch noch die vereinte Kraft aller stärksten Menschen, die jemals gelebt haben, zerreißen könnte. Nur Glaube, Poesie, Liebe und Romantik können diesen Vorhang beiseite schieben und die übernatürliche Schönheit und Herrlichkeit dahinter sichtbar machen. Ist das alles echt? Oh, Virginia, in der ganzen Welt ist nichts sonst echt und unvergänglich.

Kein Weihnachtsmann? Gott sei Dank, daß er lebt und für immer lebt. In 1000 Jahren, Virginia, nein noch in zehnmal 10000 Jahren wird er immer noch Kinderherzen glücklich machen. Frohe Weihnacht, Virginia. Dein Francis Church"

Der Kommentar „Ja, Virginia, es gibt einen Weihnachtsmann" von Francis P. Church war eine absolute Sensation und wurde einer der berühmtesten aller je geschriebenen Kommentare. Er erschien erstmalig in der „New York Sun" 1897, und wurde bis zur Einstellung der Zeitung 1949 jährlich abgedruckt. 36 Jahre nachdem ihr Brief abgedruckt wurde, erinnerte sich Virginia O'Hanlon an die Ereignisse, die dazu führten: „Natürlich glaubte ich an den Weihnachtsmann, er hatte mich ja noch nie enttäuscht. Als aber weniger glückliche kleine Jungen und Mädchen sagten, es gäbe keinen Weihnachtsmann, wuchsen Zweifel in mir. Ich fragte meinen Vater, und er war bei diesem Thema etwas ausweichend. Es war in unserer Familie üblich, bei Unsicherheiten bezüglich der Aussprache eines Wortes oder bei Zweifeln an historischen Fakten an die Frage-und-Antwort-Kolumne der „Sun" zu schreiben. Vater sagte immer: ‚Wenn es in der Sun steht, stimmt es auch' und das beendete jeden Disput. ‚Nun, ich werde einfach an die „Sun" schreiben und die echte Wahrheit herausfinden', sagte ich zu Vater. Er antwortete ‚Leg los, Virginia. Ich bin sicher, die Sun wird Dir die richtige Antwort geben, wie sie es immer tut.'" Und so setzte sich Virginia hin und schrieb an die bevorzugte Zeitung ihres Vaters.

Ihr Brief fand seinen Weg in die Hände eines lang gedienten Redakteurs namens Francis P. Church, Sohn eines Baptisten-Pastors. Church hatte bereits über 20 Dienstjahre bei der „New York Sun" hinter sich, zuletzt als anonymer Kommentator. Wenn im Kommentar kontroverse Themen anzupacken waren, besonders solche theologischer Art, wurde normalerweise Church mit dieser Aufgabe betraut. Nun hielt er den Brief eines kleinen Mädchens zu einem äußerst kontroversen Thema in der Hand und hatte die Pflicht und Verantwortung, darauf zu antworten.

Kleines Preisrätsel



In der heutigen Weihnachtsausgabe findet sich die traditionelle Anzeige der Ostpreußischen Kulturstiftung mit ihren Einrichtungen in Lüneburg und Ellingen. Als Motiv dient wiederum eine Winteransicht aus der Heimat. Wer die Stadt erkennt und rasch eine Postkarte mit diesen Angaben an die **Ostpreußische Kulturstiftung, Postfach 17, 91791 Ellingen**, schickt, kann eine von zehn Geschenkpackungen Königsberger Marzipan gewinnen.

Einsendeschluss ist der 31. Dezember 2005; der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Wie die Tanne Karriere machte

Vor 135 Jahren gelang dem Christbaum im Deutsch-Französischen Krieg der nationale Durchbruch

Von MANUEL RUOFF

Die immergrünen Pflanzen haben mit ihrer Stärke, sich ihr sommerliches Grün auch im unwirtlichen Winter zu bewahren, auch schon in vorchristlicher Zeit den Menschen fasziniert und für sich eingenommen. So bekränzten bereits die Römer zum Jahreswechsel ihre Häuser mit Lorbeerzweigen. Und im Mithraskult wurde der Sonnengott zur Wintersonnenwende mit einem geschmückten Baum geehrt. Auch in nördlichen Gefilden wurden im Winter schon früh Tannenzweige ins Haus gehängt, in der Hoffnung, damit bösen Geistern das Eindringen und Einnisten zu erschweren. Zudem ließ das Grün auf die Wiederkehr des Frühlings hoffen.

Im Mittelalter bestand vielerorts der Brauch, zu bestimmten öffentlichen Festlichkeiten ganze Bäume zu schmücken, wie zum Beispiel den Mai- oder Richtbaum. Zu Weihnachten wurden in der Kirche Paradiesspiele aufgeführt, zu denen ein Paradiesbaum, der durchaus auch ein Laubbaum sein konnte, mit Äpfeln behängt wurde. Der Apfel diente dabei als Zeichen der verbotenen Frucht und erinnerte an den Sündenfall und an die Befreiung des Menschen von der Erbsünde durch Jesus Christus. Noch bis ins 19. Jahrhundert schmückte man in Norddeutschland den Christbaum mit Adam, Eva und der Schlange als Holzfiguren oder Backwaren.

Seinen Ausgang nahm der Weihnachtsbaumbrauch jedoch von Deutschlands Südwesten. Die erste Erwähnung eines Christbaumes stammt aus dem Jahr 1419. Die Freiburger Bäckerschaft hatte einen Baum mit allerlei Naschwerk, Früchten und Nüssen behängt, den die Kinder nach Abschütteln an Neujahr plündern durften. Rund 120 Jahre später gibt es wieder eine urkundliche Erwähnung. Diesmal wurde im Straßburger Münster ein Weihnachtsbaum aufgestellt.

Die Zünfte und Vereine holten immergrüne Bäumchen in ihre Zunfthäuser. Zwischen 1597 und 1669 berichten die sogenannten Stubenmeisterrechnungen aus der unweit gelegenen oberelsässischen Reichsstadt Türkheim über Ausgaben für Äpfel, Oblaten, Buntpapier und Fäden zur Ausschmükkung eines Baumes für die Weihnachtsfeier im Saal.

Wie verbreitet der Tannenbaum zu dieser Zeit auch schon außerhalb des sakralen Raumes war, zeigt die Reisetagebuchaufzeichnung eines Unbekannten von 1604/05:

„Auf Weihnachten richtett man Dannebäum zu Strasburg in den Stuben auff, daran hencket man roßen auß vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker etc.“

Gegen Mitte des Jahrhunderts kritisiert der Prediger im Straßburger Münster Johann Konrad Dannenhauer:

„Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begehet, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt, und ihn hernach abschüttelt und abblumen läßt. Wo die Gewohnheit herkommt, weiß ich nicht; ist ein Kinderspiel ...“

Die Kritik, daß ob der Konsumfreude und vermeintlich kindischer Weihnachtsbestandteile ohne direkten und offenkundigen Christentumsbezug (zum Beispiel Weihnachtsbaum oder Weihnachtsmann) die Frohe Botschaft zu kurz kommen könnte, ist also so alt, wie sie aktuell ist (s. „Widerstand gegen den Weihnachtsmann“ auf der Weihnachtsseite dieser Ausgabe).

Diese Kritik kann den Siegeszug des Weihnachtsbaumes jedoch nicht aufhalten. Seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhundert ist zunehmend häufiger vom Weihnachtsbaum die Rede, schließlich auch durch die Literaten. Kein Geringerer als Johann Wolfgang von Goethe führt ihn 1774 in die deutsche Literatur ein. In „Die Leiden des jungen Werther“ kommt die Titelfigur am Sonntag vor Weihnachten zu Lotte und spricht von den Zeiten, da einen die unerwartete Öffnung der Türe und die Erscheinung eines „aufgeputzten Baumes“ mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesisches Entzücken versetzte. Und sein Zeitgenosse Johann Heinrich Jung-Stilling schreibt in seinem 1793 veröffentlichten „Heimweh“ von dem hell erleuchteten Lebensbaum mit vergoldeten Nüssen, zu dem das Kind am Morgen des Christtages geführt wird. Friedrich von Schiller hat in seinen Werken zwar keine Weihnachtsszene geschildert, „outet“ sich aber in einem Brief an Lotte aus dem Revolutionsjahr 1789 als „Weihnachtsbaumfan“, wenn er nicht nur sein Kommen für die Weihnachtszeit ankündigt, sondern auch die Hoffnung äußert: „Ihr werdet mir hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten.“ Im Jahre 1805 wurde der Weihnachtsbaum einem großen Leserkreis dadurch bekannt, daß ihn Friedrich Hebbel in seinen „Allemannischen Gedichten“ in dem Lied „Die Mutter am Christabend“ erwähnt. E.T.A. Hoffmanns Märchen „Nußknacker und Mausekönig“ aus dem Jahre 1816 ist das erste Berliner Literaturdenkmal, in dem der lichterglänzende, mit goldenen Äpfeln und Bonbons geschmückte Tannenbaum in der Mitte der Weihnachtsbescherung erscheint.

Da Tannenbäume in Mitteleuropa ursprünglich selten waren, konnten sich diese zunächst nur die begüterten Schichten leisten und die Stadtbevölkerung mußte mit Zweigen und anfallendem Grün auskommen. Erst als ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermehrt Tannen- und Fichtenwälder angelegt wurden, konnte der städtische Bedarf gedeckt werden.

Bereits 1611 hatte mit Herzogin Dorothea Sybille von Schlesien eine Ostdeutsche den ersten Weihnachsbaum mit Kerzen geschmückt. Diese Kombination von immergrünem Baum und Licht setzte sich durch, als mit der Erfindung von Stearin 1818 und Parafin 1830 die Anschaffung von Kerzen für breite Bevölkerungsschichten erschwinglich wurde. Sie fand vor allem im protestantischen Teil Deutschland rasche Verbreitung. Anders als die katholische Kirche versuchten die Reformatoren gar nicht erst den als heidnisch kritisierten Brauch zu bekämpfen, sondern lobten ihn vielmehr als protestantische Alternative zur traditionellen katholischen Sitte der Weihnachtskrippe. So kann es auch nicht verwundern, daß im 19. Jahrhundert die Verbreitung der Christtanne mit dem Aufstieg der protestantischen der beiden deutschen Großmächte nach den Befreiungskriegen und der Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongreß einherging. Der Durchbruch bis in die Unterschichten gelang der Weihnachtstanne in Deutschland während des Deutsch-Französischen Krieges, als auch Preußen mit der Vereinigung Deutschlands unter seiner Führung seinen vielleicht größten Sieg errang.

Die der oberen Bevölkerungsschicht angehörenden Kommandeure der von Preußen geführten deutschen Kriegskoalition sorgten in der Kriegsweihnacht 1870 dafür, daß Lazarette, Quartiere und Unterstände auch der Nicht-Preußen und auch der nicht der Oberschicht angehörenden einfachen Soldaten mit Weihnachtsbäumen geschmückt waren. Nach dem Sieg über die Franzosen nahmen die aus ganz Deutschland (mit Ausnahme Österreichs) stammenden Kriegsheimkehrer diesen in einer für sie prägenden Lebensphase als Symbol der (deutschen) Weihnacht kennengelernten Weihnachtsbaum in ihren Köpfen und Herzen mit in ihre Heimat, wo sie für seine Verbreitung sorgten und damit den an der Front erlebten Brauch im ganzen Land heimisch machten.

Foto: Archiv

„Martin Luther mit seiner Familie am Christabend 1536 zu Wittenberg“ von Carl A. Schwerdgeburth (1785–1878): Es war die protestantische der beiden deutschen Großmächte, die dem Weihnachtsbaum in Deutschland zu seinem Durchbruch verhalf.

Grüße aus Königsberg

Bis Ende April 2006 präsentiert das Kulturzentrum Ostpreußen, Schloßstraße 9, 91792 Ellingen, Telefon (0 91 41) 86 44-0, Fax (0 91 41) 86 44-14, E-Mail: info@kulturzentrum-ostpreussen.de, Internet: www.kulturzentrum-ostpreussen.de, eine Ausstellung mit Ansichtskarten aus Königsberg vor dem Ersten Weltkrieg. Die über 250 Aufnahmen aus der Sammlung der Frau Geheimrat Minna Koschwitz wurden mit Exponaten aus den Archivbeständen des Kulturzentrums ergänzt. Zu sehen ist die Ausstellung während der regulären Öffnungszeiten des Kulturzentrums, sprich bis März alle Tage außer Montag von 10 bis 12 und 14 bis 16 Uhr sowie im April alle Tage außer Montag von 10 bis 12 und 13 bis 17 Uhr.



Karte mit Weihnachtsgruß aus Königsberg Foto: Archiv

Ähnlich dem Weihnachtsbaum ist auch die Geschichte der Ansichtskarte in Deutschland eng mit dem Deutsch-Französischen Krieg vor 135 Jahren verbunden. Die aus Frankreich in die Heimat mit der Feldpost verschickten Karten zeigten häufig Landschaftsaufnahmen der eroberten Gebiete. Der Begriff „Postkarte“ wurde 1872 eingeführt. In jenem Jahr begann die Post privat hergestellte Karten mit Fotos oder Bildern auf der einen Seite zu befördern. Damit begann der Aufstieg eines Industriezweiges in Deutschland und Europa, dessen Produkte inzwischen ein unüberschaubares Ausmaß angenommen haben. Der Brauch, zu den Weihnachts- und anderen Festtagen Grüße auf diese Weise zu übermitteln, führte regelmäßig zur Überlastung der Postämter vor den Feiertagen. Erst in den 60er Jahren sank zumindest die Anzahl der Weihnachtsglückwunschkarten wieder. Neue Kommunikationsmedien wie das Telefon waren an ihre Seite getreten.

M. R.

Berühmte Preußen berichten vom Weihnachtsfest

MARTIN MÜLLER läßt Hans Graf von Lehndorff ebenso zu Worte kommen wie Bogumil Goltz und August Winnig

Es waren eitel Schätze, so gar überschwenglich ging uns das Christwunder in die Seele!“ Mit diesen Worten versuchte der 1801 geborene Bogumil Goltz, den Eindruck, den die familiäre Weihnachtsbescherung des Jahres 1806 auf sein kindliches Gemüt gemacht hatte, wiederzugeben. Als Sohn des preußischen Stadtgerichtspräsidenten von Warschau, der nach der sogenannten Dritten polnischen Teilung im Jahre 1795 von Marienwerder hierhin versetzt worden war, wuchs Bogumil Goltz in einer großbürgerlichen Familie auf, doch der Lebensstil war preußisch bescheiden: „Wir bekamen in unserer Kindheit, nach damaligem richtigen Brauch, eine ziemlich spärliche Weihnachtsbescherung. Ein illuminierter grüner Baum mit vergoldeten Äpfeln und Nüssen, ein paar Pfefferkuchen mit wenigen Stückchen Marzipan, Rosinen und Mandeln nicht zu vergessen ... Wer einen Tuschkasten, eine Trommel, wohl gar einen Noahkasten mit Tieren von der überschwenglichen Großmut des heiligen Christus erwischte, der bekam auch dafür keine anderen Spielsachen, wiewohl der Tannenbaum mit den brennenden Lichtern mit den funkelnden Knistergold und kostbar geheimnisvoll schimmerndem Gold- und Silberschaum keinem fehlen durfte, der einmal des Glückes wert erachtet war, an dem heiligen Weihnachtsabende alle sieben Himmel der Natur- und Kunstwunder, den Märchenhelden gleich, zu durchkosten.“

Im Preußen des 19. Jahrhunderts gab es wie in anderen deutschen Staaten dieser Zeit noch Armut in einem Ausmaß, wie wir uns das heute kaum vorstellen können. Aber gegen Ende des Jahrhunderts wollten auch die Armen nicht auf ein (wenn auch nur unscheinbares) Tannenbäumchen verzichten. So war es auch in der Familie, in der August Winnig, der spätere sozialistische Gewerkschaftsführer und Politiker (1918 Reichskommissar für West- und Ostpreußen, 1919 Oberpräsident von Ostpreußen), aufwuchs. In Blankenburg/Harz (braunschweigisch, aber von preußischem Territorium umgeben) erlebte der neunjährige August das Weihnachtsfest 1887 in bedrückenden Umständen. Der Vater, ein Totengräber, war gestorben, die Mutter konnte die große Familie nur kümmerlich ernähren: „Aus eigener Kraft vermochte meine Mutter höchstens sonntags ein halbes Pfund Fleisch zur Suppe zu kaufen. In der Woche aßen wir meist Kartoffelsuppe oder Kartoffelpuffer oder Kartoffeln in der Schale mit etwas geglühtem Rüböl. Zur Abwechslung hatten wir zuweilen Hülsenfrüchte, die selten genug mit einem Stück Speck gefettet waren.“ In diesem Jahr sah es auf Heiligabend nicht besser aus; die Familie dachte an den in der vorigen Weihnachtszeit gestorbenen Vater: „Als wir am heiligen Abend mit unserer Mutter unter dem kleinen angeputzten Bäumlein saßen und uns Mühe gaben, die traurigen Gedanken mit Weihnachtsliedern wegzusingen, vernahmen wir zwischen dem Singen ein Geräusch, als ob jemand ans Fenster klopfte.“ Es war die Tochter eines Gespannführers von der Eisenhütte, der mit August Winnigs Bruder Hermann dort zusammen gearbeitet und von diesem zur Zeit der Sozialistengesetze illegale sozialdemokratische Schriften erhalten hatte: „Die Leute schickten uns ein Brot, Speck, frisches Fleisch und Butter.“ Zeichen sozialistischer Solidarität, zugleich ganz im Sinne der Nächstenliebe an Weihnachten, dem Hochfest des Christentums.

Ostpreußens große Dichterin Agnes Miegel, Altersgenossin Winnigs, erlebte in ihrem Königsberger Elternhaus, behütet und materiell gesichert, Glanz und Glück des bürgerlichen Familienlebens an den Weihnachtstagen: „Stube und Küche und Herz sind hergerichtet, sind friedevoll und glänzend bereitet für das schöne Fest, für dich, du Wunder, das uns alle für ein paar Stunden in Liebe eint! ... Nun riecht es ... so recht nach Weihnachten – ein bißchen Apfelduft, ein bißchen Pfefferkuchen, eine Prise Teekonfekt, reichlich Apfelveilchenduft – und viel Tannenschonung – das ist die richtige Mischung!“

Am Heiligabend zog in Königsberg die Stadtmusik durch die Straßen und blies Luthers berühmten Weihnachtschoral „Vom Himmel hoch, da komm ich her“. Brachte der Engel an Heiligabend 1944 für Ostpreußen noch „gute Mär“? Schon waren die sowjetischen Invasionsarmeen über die Landesgrenze vorgestoßen. Der Chirurg Hans Graf von Lehndorff notierte in seinem „Ostpreußischen Tagebuch“: „Weihnachten kam und konnte von allen, die noch in ihren eigenen Häusern saßen, fast wie im Frieden gefeiert werden.“ Kaum jemand mochte sich vorstellen, welch unerhörte Orgie an Zerstörung, Mord und Vergewaltigung mit der russischen Kriegswalze über ganz Ostpreußen und die übrigen Teile des deutschen Ostens hereinbrechen würde. Lehndorff erlebte dies als Lazarettarzt mit und blieb nach der sowjetischen Eroberung zunächst noch wie manch andere Deutsche im Lande. Über das Weihnachtsfest 1945 hielt er im Tagebuch fest: „In den Weihnachtstagen halte ich an mehreren Stellen Gottesdienst, am ersten Feiertag in Rapatten bei einer Familie, die ihr großes Zimmer zur Verfügung gestellt hat. Ich muß mich sehr zusammenreißen, um beim Lesen der Weihnachtsgeschichte angesichts all der rührenden Gestalten vor mir nicht die Fassung zu verlieren ... Allen sind ihre Männer und halbwüchsigen Söhne, vielen auch die Töchter verschleppt worden.“ Trost konnte da letztlich nur aus dem Glauben kommen. Agnes Miegel deutet das in der Schlußstrophe eines Weihnachtsgedichtes an:

O laß es leuchten licht und fern
Durch irdisches Dunkel
wie ein Stern,
Wegweisend unsern Wegen.
Lang ist ein Jahr.
Der Weg ist schwer.
„Vom Himmel hoch,
da kommst Du her“ –
Wir wandern Dir entgegen!

Was hier in der Anrede an das „herzliebste Jesulein“ formuliert wird, hat Ostpreußens anderer großer Dichter des 20. Jahrhunderts, Ernst Wiechert, ähnlich empfunden:

Trommeln dröhnen
vor den Toren,
doch uns ist ein Kind geboren
– und am Himmel
strahlt der Stern.

Ziemlich schwere Kost

Professorin für englische Literatur berichtet über Repressionen im Iran

Ein Meisterwerk!", „Famos", „Ich war bezaubert" und „Bemerkenswert!" lautete der frenetische Jubel in den USA auf „Lolita lesen in Teheran". Die heute in Washington lehrende Autorin, Azar Nafisi, beschreibt hierin ihre Erlebnisse als Professorin für englische Literatur an der Freien Islamischen Universität in Teheran und der Universität von Allameh Tabatabai. Die Iranerin berichtet von ihren Erlebnissen als westlich orientierte, selbstbewußte Frau in einem sich seit den 80er Jahren Stück für Stück in sich selbst und somit in den Islam zurückziehenden Landes.

„Nicht lange danach erließ die Regierung eine neue Kleiderordnung für Frauen in der Öffentlichkeit und zwang uns, entweder den Tschador oder ein langes Übergewand mit Kopftuch zu tragen. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß man die Einhaltung dieser Regeln nur mit Gewalt durchsetzen konnte. Weil die Frauen den Erlaß mit überwältigender Mehrheit ablehnten, führte die Regierung die Vorschrift erst am Arbeitsplatz und dann in den Geschäften ein, die von da an unverhüllten Frauen nichts mehr verkaufen durften. Ungehorsam wurde mit Geldstrafen, bis zu 76 Peitschenhieben und Gefängnis geahndet." Azar Nafisi zog sich daraufhin aus dem Berufsleben zurück und kümmerte sich nur noch um ihre beiden Kinder und ihren Mann, doch schon wenige Jahre später erkannte die Regierung, daß sie die Intellektuellen, indem sie sie zum Untertauchen gezwungen hatte, interessanter und somit mächtiger gemacht hatte. „Folglich beschloß man, uns zurückzuholen, auch um uns besser unter Kontrolle zu haben, und nahm Kontakt zu Leuten wie mir auf, die früher als dekadent und verwestlicht gebrandtmarkt worden waren." Von da an stand die Professorin für englische Literatur unter ständiger Kontrolle und mußte regelmäßig nachweisen, daß die in ihren Seminaren behandelte Literatur die iranische Jugend nicht verderben würde. 1995 erhielt Azar Nafisi jedoch aufgrund ihrer Weigerung, den Schleier zu tragen, Lehrverbot. Von da an unterrichtete sie bis zu ihrer Ausreise in die USA 1997 heimlich jeden Donnerstagmorgen eine kleine Gruppe von Frauen in ihrer Wohnung.

Diese Unterrichtsstunden stehen im Mittelpunkt von „Lolita lesen in Teheran". Die Autorin beschreibt den Wandel der verschleiert ins Haus huschenden jungen Frauen und der kurz danach in Jeans und T-Shirts ihr gegenübersitzenden Literaturinteressierten, die Lebenshintergründe der verschiedenen Teilnehmerinnen, die Interpretationsansätze aufgrund ihres kulturellen Hintergrundes, um von da aus immer wieder auf ihre eigene Geschichte hinzuweisen.

Ein Grund, warum „Lolita lesen in Teheran" in Deutschland nicht ähnlich gefeiert wurde wie in den USA, dürfte die Tatsache sein, daß sich der Inhalt für den Durchschnittsdeutschen, der in der englischen Literatur nicht ganz so bewandert ist, schwer erschließt. Zu langatmig sind die Passagen, in denen die Autorin über ihre Seminare berichtet, zu undurchschaubar die Anspielungen auf Werke von Autoren wie Vladimir Nabokov, Jane Austen, Henry James und F. Scott Fitzgerald. Wer also mehr über die Lebensumstände im Iran erfahren will, muß sich durch so manche umständliche Kapitel durcharbeiten, um zwischendurch fündig zu werden. *Rebecca Bellano*

***Azar Nafisi: „Lolita lesen in Teheran"**, DVA, München 2005, geb., 421 Seiten, 17,90 Euro*



Mittelmaß

Neuer Roman von Stefanie Zweig

Spätestens seitdem die Verfilmung ihres Buches „Nirgendwo in Afrika" den Oskar erhielt, ist Stefanie Zweig weltweit keine Unbekannte mehr. Die 1932 in Oberschlesien geborene Jüdin mußte 1938 mit ihrer Familie vor den Nationalsozialisten nach Kenia fliehen. In „Nirgendwo in Afrika" schilderte die Autorin ihre Erlebnisse in dem afrikanischen Land. Auch viele ihrer anderen Romane basieren auf ihren dortigen Erlebnissen. So auch ihr neuester Roman „Und das Glück ist anderswo".

Doch die ersten 50 Seiten des Romans sind eine große Enttäuschung. Liesel Procter, die Freundin der Hauptfigur Regina in „Nirgendwo in Afrika", reist mit ihrem Mann und ihren beiden halbwüchsigen Kindern von ihrem Wohnort London zurück nach Kenia, um auf den Spuren ihrer Kindheit zu wandeln. Anfangs wird die Reise aus der Sicht von Liesels Sohn David geschildert. Dieser Einstieg verwirrt jedoch, da David Familienprobleme, Eindrücke und pubertäre Marotten miteinander vermischt und zwischendurch die Autorin immer wieder Geschichten aus Liesels Kindheit einwirft. Man erhält den Eindruck, daß Stefanie Zweig mit der Geschichte nur noch einmal Geld machen möchte und dieselbe Geschichte jetzt nur anders erzählt.

Hat der Leser sich jedoch durch das erste Sechstel des Romans durchgekämpft, wird er belohnt. Zweig erzählt von Martha, Liesels deutscher Mutter, die sich in einen Witwer verliebt und gegen die Widerstände in der Gesellschaft sich nicht mit Ende 50 auf ihr Rententeil besinnt, sondern ihrem Herzen folgt. Samuel, ebenfalls immigrierter deutscher Jude, wird sogar zum Retter in der Not, als Rose, die 18jähriger Tochter Liesels, mit einem zwielichtigen Liebhaber verschwindet. Auch David sorgt für Kummer, da er seine jüdische Seite entdeckt und aus religiösen Gründen mit seiner weltlichen Familie bricht. *R. Bellano*

***Stefanie Zweig: „Und das Glück ist anderswo"**, Langen Müller, München 2005, geb., 316 Seiten, 19,90 Euro*



Durchzechte Geschichte

Die Deutschen und ihr Alkoholgebrauch

Anhänger der Legalisierung von Cannabis und anderen „weicher Drogen" lassen keine Gelegenheit aus, auf die gefährlichen und unschönen Begleiterscheinungen des Alkoholgenusses hinzuweisen. Die gewöhnlichen Bier-, Schnaps- oder Weintrinker nehmen es gelassen und verweisen darauf, daß in unseren Landen schon immer gesoffen wurde und das Gelage sozusagen zum Innersten unserer Kultur und Tradition zählen, das keineswegs in den Untergang geführt habe.

Auffällig leicht lassen sich die Verharmloser „neuer" Rauschmittel und die braven Zecher alter Schule politischen Lagern zuordnen. „Kiffen" gilt als links, Saufen als rechts.

Diesen Ball hat Ralf Küttelwesch aufgenommen und in „Der konservative Rausch" eine Anthologie auf das „Abenteuer Alkohol" zusammengetragen. Darin geht er der Saufseligkeit der Deutschen bis in ihre germanische Frühzeit nach. Schon Cäsar, berichtet Küttelwesch, hat fast eine Entscheidungsschlacht gegen den Rivalen Pompejus verloren, weil seine germanischen Söldner sternhagelvoll waren.

Vor allem stützt sich der Autor auf Erzählungen der „Beteiligten", in denen sich Komik und Tragik der heftigen Zecherei auf anschauliche und überaus unterhaltsame Weise mischen. Gleichzeitig entsteht jedoch auch ein Gemälde der jeweiligen Epoche und ihrer Menschen, das dem Leser mit leichter Hand Einblick in versunkene Zeiten gibt.

Erstaunt läßt es den heutigen Betrachter bisweilen zurück, welch ungeheure Mengen unterschiedlichster Alkoholika unsere Vorfahren in kürzester Zeit zu sich nehmen konnten, ohne in der Klinik zu landen. Doch hat Küttelwesch keine feuchtfröhlichen Anektdoten aneinandergereiht, wie man sie vom abgestandenen Gedröhn schenkelklopfender Pichelbrüder kennt und hassen gelernt hat. Die Nähe von Geist und Suff ist es, die der Autor beschreibt, auf diese Weise die enge Verbindung des Alkoholrauschs mit unserer Kultur anschaulich macht. Dabei geht es ausschließlich um den Alkohol als Gemeinschaftserlebnis, nicht um den einsamen Trinker. Während aber, und da liegt in den Augen des Autors der entscheidende Unterschied, „moderne" Drogen den Menschen selbst in der Gruppe vereinsamen lassen, mache die fröhliche Zecherei „das isolierte Ich zum rauschbeschwingeten Medium seiner Bestätigung und Steigerung auf höherer Gemeinschaftsebene". *Hans Heckel*

***Ralf Küttelwesch: „Der Konservative Rausch, Abenteuer Alkohol und andere Geschichten"**, Köln 2005, 284 Seiten, 24,95 Euro*



Früh gereift

Ostpreuße erinnert sich an Kriegszeit in seiner Heimat

Die bedrängte ostpreußische Bevölkerung hatte keine Wahl, keine Möglichkeiten, die Tragödie ihres Schicksals abzuwenden, denn die feindlichen Truppen konnten auch von den deutschen Einheiten nicht mehr aufgehalten werden. Die Flucht im endlos langen Treck und der harte Winter waren für die Menschen eine fast unerträgliche Herausforderung. Während sich die schwarze Menschenmasse durch die weiße Schneelandschaft schlängelte, um vielleicht an irgendeinem Ziel anzukommen, wurde sie aus der Luft angegriffen ..."

Relativ unbekümmert und sorglos wächst der Junge Helmut auf dem Bauernhof seiner Eltern in Tapiau in Ostpreußen auf. Fröhlich spielt er zu Kriegsbeginn vor der benachbarten deutschen Kaserne ohne zu ahnen, daß diese bald von russischen Soldaten besetzt sein würde. Ebenso wie sein eigenes Heim.

Da auch Helmuts Vater in den Krieg abberufen wurde, muß er schon früh lernen, seine Mutter und seine Schwester Ruth in der Nahrungsmittelbeschaffung zu unterstützen und vor den „liebeshungrigen" russischen Besatzern zu beschützen. Glücklicherweise finden die drei nach einigem Hin und Her letztendlich Zuflucht bei der Großmutter in Gilge.

Sehr bildlich beschreibt der Autor Helmut Rehfeld das Leben bei seiner Großmutter. Er schreibt von dem Fluß, der durch seinen Fischreichtum die Familie mit reichlich Nahrung versorgte. Er berichtet von der Liebe zu seinen Angehörigen und dem Verantwortungsbewußtsein, das bei ihm, kriegsbedingt, schon in jüngsten Jahren sehr ausgeprägt war.

Die Verbundenheit zur Natur tröstet den Jungen über die Armut, die Sehnsucht nach seinem Vater und vergangene Zeiten hinweg.

Mit viel Liebe zum Detail erzählt Helmut Rehfeld von seiner Kindheit im Krieg, der Vertreibung über Königsberg nach Gilge, dem Neuanfang in der Fremde und dem Segen der amerikanischen Care-Pakete.

Theoretisch könnte man den Inhalt dieses Buches als eines von wohl unzähligen Schicksalen vertriebener ostpreußischer Bürger bezeichnen. Doch ist es in Wirklichkeit viel mehr.

Nicht nur eine bloße Erinnerung, sondern ein Stück Lebensgeschichte, welches das Leben des Autors und vieler anderer Menschen nicht nur geprägt, sondern auch nachhaltig beeinflußt hat.

Berührend und doch so locker und leicht zu lesen. *A. Ney*

***Helmut A. Rehfeld: „Wege, die du gehen mußt ... – Eine Jugend in Ostpreußen"**, Triga, Gelnhausen 2005, brosch., 204 Seiten 11,50 Euro*



Genie oder widersprüchlicher Provokateur?

Aufschlußreiche, aber etwas zu unkritische Dissertation über den Publizisten Sebastian Haffner

Nach seinem Tod im Jahr 1999 herrschte eine Art Haffner-Konjunktur. Regelrecht gefeiert wurde insbesondere der hellsichtige Emigrant, der von England aus gegen den nationalsozialistischen Ungeist zu Felde gezogen war. Die „Anmerkungen zu Hitler" werden neben der großen Hitler-Biographie von Joachim Fest sowieso ihren bleibenden Wert behalten. Schaut man sich den Lebensweg Haffners genauer an, so fallen seine häufigen Meinungswechsel ins Auge. War Haffner vielleicht nur ein Opportunist, der sich mit unkonventionellen Meinungsäußerungen Gehör verschaffen wollte? In seinem Buch „Begegnungen" konnte Fest die Persönlichkeit Haffners auf keine Formel bringen. Sebastian Haffner habe die „deutsche Labilität" zwar so kritisch wie kaum ein anderer beschrieben, aber er sei ihr selber ebenso oft erlegen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit nimmt der Leser daher die Dissertation von Ralf Beck zur Hand, die jetzt unter dem Titel „Der traurige Patriot" erschienen ist. Um es vorweg zu sagen: Auch Beck hat das Rätsel nicht gelüftet. Aber er liefert genügend Anschauungsmaterial, so daß sich jeder selbst sein Urteil über Haffner bilden kann. In begrüßenswerter Nüchternheit und Kürze untersucht Beck Haffners Lebensthema, nämlich die deutsche Wiedervereinigung. Dem Autor gelingt es in überzeugender Weise, die unterschiedlichen Positionen, die Haffner als Journalist und historischer Autor zur deutschen Frage bezogen hat, deutlich zu machen. Daß Beck gleich eingangs von „dem bedeutendsten Publizisten der Bundesrepublik Deutschland" spricht, paßt nicht zum ansonsten betont sachlichen Tonfall des Buches. Außerdem sind an dieser Qualifizierung erhebliche Zweifel angebracht. Nach Lektüre des Bandes wird manch einer vielleicht sogar zu dem Urteil gelangen, daß der Autor der „Geschichte eines Deutschen" oder der Churchill-Biographie Bestand haben wird, nicht aber der Verfasser von bisweilen indiskutablen Beiträgen für den „Stern" oder „Konkret". Die Laufbahn des Historikers Haffner begann eigentlich erst in dessen Ruhestand. Die Gelassenheit des Alters kam den politischen Urteilen zugute.

„In den rund 50 Jahren seiner journalistischen Tätigkeit hat er sich irgendwann einmal jede umlaufende Meinung zu eigen gemacht, den Naziwahn ausgenommen", schreibt Fest über den Mann, dessen Leben einem „Puzzle" glich, „dessen Teile nicht zusammenpassen". Becks Leistung besteht darin, daß wir die einzelnen Puzzleteile genau erkennen. Doch der Reihe nach: Im Herbst 1939 wollte Haffner die deutsche Frage durch die Abschaffung des Deutschen Reiches lösen. Anfang 1941 meinte er, an die Stelle des Deutschen Reiches solle ein bundesstaatlich organisierter deutscher Nationalstaat innerhalb eines europäischen Systems freier Nationalstaaten unter britischer Führung entstehen. Im Mai 1943 präferierte Haffner doch wieder eine partikularistische Lösung, dann die Schaffung einer antinazistischen deutschen Zentralregierung. Zwischen Mai 1945 und Februar 1952 befand er sich ungefähr auf Adenauer-Kurs. Haffner galt als kalter Krieger und Befürworter der Politik der Stärke. Nach Stalins Tod war er auf einmal für ein neutrales Deutschland, das zwar weltanschaulich auf der Linie des Westens sein, aber keinem Bündnis angehören sollte. Und spätestens seit den 60er Jahren votierte er für eine subnationale Lösungsvariante. Er wurde zum Parteigänger der Entspannungspolitik und akzeptierte sogar mit Beginn der 80er Jahre das scheinbare Scheitern des deutschen Nationalstaats. Die Wiedervereinigung von 1989/90 schockierte ihn, da nun die deutsche Frage wieder zum Problem werden könnte. Man muß beim Lesen schon aufpassen, daß man nicht die Übersicht verliert.

Doch kann Beck dieses Puzzle zusammensetzen, indem er eine stichhaltige Erklärung für diese „Hü- und Hott-Publizistik" findet? Hier sind Zweifel angebracht. Haffners Lebenswerk lasse sich als „Staatsdienst" begreifen. Haffner habe sich in jeder neuen historischen Situation gefragt, wie der deutschen Frage und einem europäischen Gleichgewicht am besten gedient werden könne.

Letztendlich scheint es aber vielmehr, als sei die Lust an der Provokation mit Haffner durchgegangen. Dieses Temperament hat ihn immer wieder zu schlimmen Fehlurteilen und Entgleisungen verleitet. Man denke nur an seine Empfehlung, alle SS-Männer ohne Unterschied zu erschießen. Erinnert sei an seine Rechtfertigung von Mauer und Schießbefehl, seine Gleichsetzung von Kapitalismus und Sozialismus, wobei der Kapitalismus in puncto Lebensstandard vielleicht ein Mercedes und der Sozialismus nur ein Fiat sei. War es wirklich Staatsdienst und Staatsvernunft, wenn Haffner Adenauer verdammte – später sollte er ihn wieder loben – und Ulbricht zum großen Führer erklärte?

Fest spricht von „Haffners Durchgängerei", die in die 60er und 70er Jahre gefallen sei. Beck gebührt das Verdienst, anhand einer einzigen Fragestellung sozusagen den „ganzen Haffner" zu präsentieren, der die „Durchgängerei" wohl nie richtig ablegte. Am Ende wird man dem Urteil, Haffner sei der größte Journalist der Bundesrepublik gewesen, nicht zustimmen können. Dazu fehlten ihm Maß und Mitte. Die Bewunderung für seinen nie langweiligen Gegenstand hat Beck ein wenig den Blick getrübt und eine kritischere Auseinandersetzung verhindert. *Ansgar Lange*

***Ralf Beck: „Der traurige Patriot – Sebastian Haffner und die Deutsche Frage"**, be.bra, Berlin 2005, broschiert, 366 Seiten, 24,90 Euro*



Helmut Karschkes (Hrsg.)
Menschlichkeit im Krieg
Soldaten der Deutschen Wehrmacht und ihre Gegner berichten

Dieses Buch berichtet von Akten der Humanität mitten im Kampfgeschehen, von menschlichen Handlungen einfacher Soldaten der Wehrmacht, der Waffen-SS, der Roten Armee und der Westalliierten. Die ergreifenden, oft nahezu unglaublichen, in jedem Fall aber dokumentarisch belegten Geschichten geben Zeugnis von Menschen, die trotz der Schrecknisse des Krieges ihre Würde bewahrt und Größe gezeigt haben. Der zweite Teil behandelt die Versöhnung über den Gräbern, die zahlreichen Treffen von Veteranen der Wehrmacht mit ehemaligen Angehörigen der Roten Armee in Rußland und bringt eindrucksvolle Berichte vom Wiedersehen zwischen deutschen Soldaten und ihren ehemaligen russischen Quartiergebern.
Geb., 272 Seiten, 60 s./w.- Abb. **Best.-Nr.: 1826 , € 24,90**



Heinz Marzulla
Ehrensache!
Das Pistolenduell. Geschichte, Regeln und Waffen

Zwar gehört die Zeit, als Ehrenhändel mit der Schußwaffe ausgetragen wurden, längst der Vergangenheit an, doch übt diese Art des Zweikampfes bis heute ihre Faszination aus. Die Liste der Teilnehmer an Pistolenduellen ist lang: Otto von Bismarck, Alexandre Dumas, Heinrich Heine, Ferdinand Lassalle, Puschkin, Wellington, Lermontow.
Geb., 268 Seiten, ca. 80 farbige Abb. **Best.-Nr.: 5060, € 29,90**



Hans- Joachim Keitel (Hrsg.)
Keitel in Nürnberg
Stellungnahme zur Anklage

Unveröffentlichte persönliche Aufzeichnungen während der Gefangenschaft in Nürnberg. Unter den von Adolf Hitler zum Generalfeldmarschall ernannten Offizieren genießt Wilhelm Keitel nur geringe Achtung; meist fällt bald das Wort vom „Lakeitel", also vom Lakai, dem unterwürfigen Diener Hitlers. Aber auch wer diesem Urteil zustimmt, sieht sich bald mit einigen Fragen konfrontiert. Offensichtlich fordern die Antworten auf diese Fragen, die Betroffenen zu hören.
Kart., 413 Seiten **Best.-Nr.: 3376, € 24,95**



Walter Görlitz (Hrsg.)
Wilhelm Keitel - Generalfeldmarschall - Verbrecher oder Offizier?
Erinnerungen, Briefe, Dokumente des Chefs des OKW

Die Aufzeichnungen, die Generalfeldmarschall Keitel in der Nürnberger Haft bis wenige Tage vor seiner Hinrichtung am 16. Oktober 1946 führte, vermitteln ein authentisches Bild der Wehrmachtführung vor und während des Zweiten Weltkrieges. Nur wenige Offiziere waren so unmittelbar in die militärischen Planungen Hitlers einbezogen wie Keitel als Chef des Oberkommandos der Wehrmacht. Daher gehören seine Erinnerungen zu den wichtigsten zeitgeschichtlichen Quellen, die über die Entstehung und den Verlauf des Zweiten Weltkrieges Auskunft geben können.
Geb., 558 Seiten **Best.-Nr.: 5061, € 29,90**

Das Buch der Woche

Alfred M de Zayas
Die Nemesis von Potsdam

Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen

Dieses Standardwerk über die Vorgeschichte, den Verlauf und die Folgen der Vertreibung der Deutschen aus den ehemaligen Ostgebieten erregte bereits 1977, nach Erscheinen der englischen Originalfassung (Nemesis at Potsdam), großes Aufsehen. In der vorliegenden ergänzten und aktualisierten Fassung untersucht der Autor vor allem die verhängnisvolle Rolle der Westalliierten. Dabei widerlegt er die sowjetisch-polnisch-tschechische These, wonach die Umsiedlung in Übereinstimmung mit Artikel XIII des Potsdamer Protokolls erfolgte und skizziert die anglo-amerikanischen Vorstellungen von einer „geregelten und humanen" Umsiedlung. Er kritisiert Churchills Leichtfertigkeit in Teheran und Moskau sowie den Dilettantismus Roosevelts, zeigt aber auch den Lernprozeß Churchills bis und nach Potsdam sowie die Anstrengungen der USA, die Vertreibung zu beschränken. Darüber hinaus behandelt es die Aufnahme und Integration der Vertriebenen in der Bundesrepublik sowie die Charta der Heimatvertriebenen und die völkerrechtliche Normierung des Rechts auf die Heimat durch die Vereinten Nationen und den Europarat. Schließlich zeigt der Autor die Perspektiven auf, die sich 60 Jahre nach der Vertreibung ergeben, unter Berücksichtigung der geplanten Gründung des „Zentrums gegen Vertreibungen" in Berlin und der Osterweiterung der EU in Polen und Tschechien.
Geb., 416 Seiten **Best.-Nr.: 4844, € 24,90**

Neu!



Hans-Werner Sinn
Die Basar-Ökonomie

Deutschland: Exportweltmeister oder Schlusslicht? In der deutschen Wirtschaft geht es immer mehr zu wie auf einem Basar: Billig im Ausland produzierte Teile werden in Deutschland endmontiert, mit dem Schild „Made in Germany" beklebt und teuer verkauft. Das ist zwar gut für die Exportstatistik, aber schlecht für den Arbeitsmarkt und das Wirtschaftswachstum.
Geb., 250 Seiten **Best.-Nr.: 5059, € 14,95**

Neu!



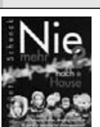
Flucht, Vertreibung, Integration

Das Buch erschien anlässlich der Ausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration", die von Anfang Dezember bis Mitte April 2006 in der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, zu sehen ist. Über die unmittelbaren Vorgänge von Flucht und Vertreibung hinaus dokumentiert das Buch den komplexen Integrationsprozess der Flüchtlinge und Vertriebenen sowie die weitere Entwicklung in der Bundesrepublik und der DDR bis hin zu den aktuellen Diskursen, die zu den unterschiedlichen Formen von „Zwangsmigration" und deren Thematisierung in europäischen Netzwerken oder einem „Zentrum gegen Vertreibungen" stattfinden.
Geb., 208 Seiten mit 132 farbigen und 77 s/w-Abbildungen **Best.-Nr.: 5058, € 26,90**



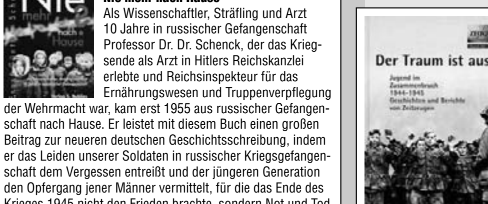
Heinz Helmut Eberle
Meine Stunde Null
Etwas davor und etwas danach

Um die magische Stunde Null, den 8. Mai 1945, kreisen die Erinnerungen des Autors. Wenige Monate vor Kriegsende noch zur Luftwaffe eingezogen, erlebte Ebene als blutjunger, unerfahrener Flieger die letzten Kampfeinsätze und schließlich das Chaos des Untergangs des Deutschen Reiches. Die erzählerische Wucht der Darstellungen läßt den Leser die Turbulenzen jener Zeit hautnah miterleben und die Emotionen des jungen Soldaten - zwischen tiefster Verzweiflung und immer wieder neu aufflammender Hoffnung - nachempfinden. Ein zeitgeschichtliches Zeugnis, das den Nachgeborenen hilft, die Tragik des deutschen Zusammenbruchs am Beispiel des Schicksals eines Einzelnen zu verstehen.
Kart., 266 Seiten **Best-Nr.: 3649, € 16,95**



Ernst Günther Schenck
Nie mehr nach Hause

Als Wissenschaftler, Sträfling und Arzt 10 Jahre in russischer Gefangenschaft Professor Dr. Dr. Schenck, der das Kriegsende als Arzt in Hitlers Reichskanzlei erlebte und Reichsinspekteur für das Ernährungswesen und Truppenverpflegung der Wehrmacht war, kam erst 1955 aus russischer Gefangenschaft nach Hause. Er leistet mit diesem Buch einen großen Beitrag zur neueren deutschen Geschichtsschreibung, indem er das Leiden unserer Soldaten in russischer Kriegsgefangenschaft dem Vergessen entreißt und der jüngeren Generation den Opfergang jener Männer vermittelt, für die das Ende des Krieges 1945 nicht den Frieden brachte, sondern Not und Tod in den Weiten Rußlands.
Kart., 446 Seiten **Best.-Nr.: 2226, € 19,50**





Jürgen Kleindienst
Der Traum ist aus
Jugend im Zusammenbruch 1944-45
Geschichten und Berichte von Zeitzeugen

In diesem Buch kommt das in den Blick, was angesichts riesiger Zahlen an Toten und eines ungeheuren Ausmaßes an Zerstörung sonst nicht fassbar wäre: Das Leben einfacher, am Krieg unschuldiger junger Menschen.
Geb., 343 Seiten **Best.-Nr.: 4692, € 18,90**



Hajo Herrmann
Als die Jagd zu Ende war
Mein Flug in die sowjetische Gefangenschaft

Oberst a.D. Hajo Herrmann, einer der erfolgreichsten Jagd- und Kampfflieger des Zweiten Weltkriegs, schildert sein prägendes Kriegserlebnis: Zehn schwere, kaum nachvollziehbare Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft und wie es dazu kam. Ungebrochen war er am 12. Oktober 1955 in die Heimat zurückgekehrt, lernte, hörte, schwieg, um nach langen Jahren selbst zu sprechen und zu berichten, wie es wirklich gewesen war. Ein ungewöhnliches Schicksal öffnet sich dem Leser…
Geb., 496 Seiten **Best.-Nr.: 4403, € 19,90**



Wolfgang Paul
Der Endkampf- Deutschland Untergang 1945

Wolfgang Paul führte den Endkampf als Oberleutnant mit und sein Buch schildert - aus der Sicht verschiedener Soldaten und beginnend mit der Zerstörung Dresdens am 13. Februar - die letzten hundert Tage bis zum Untergang des Dritten Reichs. **Best.-Nr.: 4681, € 26,00**

Sonderangebot



Volkslieder aus Ostpreußen

Es singen und spielen die Musikantengilde Halver unter der Leitung von Harald Falk und der Müller- Grassmann- Chor mit Begleitorchester.

Inhalt:
Seite 1: Die Erde braucht Regen, Es dunkelt schon in der Heide, Feinslieb, ich hab's erfahren, Ach schenk mir dein Herze, O kam das Morgenrot, An des Haffes anderm Strand, Zogen einst fünf wilde Schwäne, Ei du Vogel Stieglitz, Ja, da fahren viele Wagen, Laßt uns all' nach Hause gehen, Dort jenes Brünnlein, Hör' im Wald den Kuckuck rufen, Schloap min Kindke, lange, Ich weiß ein schönes Engelspiel
Seite 2: Überm Wasser, überm See, Auf des Sees anderer Seit', Welch ein Wunder, O Herz, mein Herze, Ging ein Weiblein Nüsse schütteln, Spielt, ihr Musikanten, Et weer moal e scheener Friejer, Hinterm See bei den vier Eichen, Steig ein, Liebste mein, Reiter schmuck und fein, Land der dunklen Wälder (Ostpreußenlied)

Best.-Nr.: 1107, statt € 6,00 nur € 4,95

OSTPREUSSEN LACHT!



Hildegard Rauschenbach
Zuhause in Pilkallen
Dorfgeschichten erlebt in Ostpreußen
Geb., 183 Seiten
Best.-Nr.: 4192, € 12,95



Paul Fechter
Der Zauberer Gottes
Der Autor beschreibt in dieser Komödie das Leben eines volkstümlichen Pfarrers
Geb., 121 Seiten
Best.-Nr.: 4190, € 9,90



Rudolf K. Becker
Kleines ostpreußisches Wörterbuch.
So schabberten wir to Hus
Geb., 176 Seiten
Best.-Nr.: 2813, € 12,95



Hildegard Rauschenbach
Koddrig und lustig
Jede Landschaft hat ihre Originale, und natürlich hat sie auch das alte Ostpreußen gehabt.
Geb., 176 Seiten
Best.-Nr.: 1401, € 12,95

Rudolf Meitsch
Ostpreußische Sprichwörter, Redensarten, Schwänke
Lorbas nimm noch e Schlubberche
Geb., 157 Seiten
Best.-Nr.: 2739 , € 9,95

Hildegard Rauschenbach
Marjellchens verzwickte Verwandtschaft
Heitere, amüsante Erinnerungen
Kart., 164 Seiten
Best.-Nr.:1371, € 12,00



Wilhelm Matull
Liebes altes Königsberg
Ein Spaziergang durch die Straßen von Königsberg
Geb., 246 Seiten
Best.-Nr.: 2738, € 12,95



Martin Kakies
333 Ostpreußische Späßchen
Köstliche Anekdoten und lustige Geschichten
Geb., 147 Seiten
Best.-Nr.: 5037, € 9,95



Dr. Alfred Lau
Auguste in der Großstadt, Bd. 1
Heimatbriefe der Auguste Oschkenat
Geb., 125 Seiten
Best.-Nr.: 3775, € 9,95



Martin Kakies
Laß die Marjellens kicken
Weitere köstliche Anekdoten und Geschichten lassen Ostpreußen wieder lebendig werden.
Geb., 123 Seiten
Best.-Nr.: 5040, € 9,95



Dr. Alfred Lau
Auguste in der Großstadt, Bd. 2
Heimatbriefe der Auguste Oschkenat aus Enderweitschen per Kieselischken
Geb., 159 Seiten
Best.-Nr.: 3224, € 9,95

Robert Johannes
Klops und Glumse
Heiters in Gedichten und Geschichten
Geb., 126 Seiten
Best.-Nr.: 4959, € 9,95





Humor aus Ostpreußen
Zusammengestellt aus der „Georgine"
Altbekannte Gestalten laden zum Schmunzeln ein
Geb., 144 Seiten
Best.Nr.: 4191, € 9,95



Klaus Klootboom
Der Carol
Ein halbes Schock schockierender Schwänke aus dem Leben des Grafen Carol Sassenburg
Geb., 125 Seiten
Best.-Nr.: 3175, € 9,95





Wilhelm Matull
Ostpreußen und seine Originale
In Anekdoten und Histörchen Von Grafen, Pastoren und Marjellchen
Geb., 232 Seiten
Best.-Nr.: 5038, € 9,95



Klaus Klootboom
Der neue Carol
Ein halbes Schock neuer schockierender Schwänke aus dem Leben des Grafen Carol Sassenburg
Geb., 100 Seiten
Best.-Nr.: 5039, € 9,95



Geschichtliches Heimatbuch für Ostpreußen
Reprint der Originalausgabe von 1925

Überaus interessant wird in diesem beein druckenden Buch die Heimatgeschichte der deutschen Provinz geschildert. Von der vorgeschichtlichen Zeit, der heidnischen Zeit, der Glanzzeit des Ordens, der Ära der Herzöge und Kurfürsten, der des preußischen Königtums, der Epoche der Franzosenherrschaft und den Befreiungskriegen bis hin zur Reichsgründung, dem Ersten Weltkrieg und der Nachkriegszeit mit dem Abstimmungssieg.
Geb.,248 Seiten Format 17 x 24 cm **Best.Nr.: 4812, € 24,95**



Kurt Kaeres
Das verstummte Hurra
Hürtgenwald 1944/ 45

Hürtgenwald im Zweiten Weltkrieg, Todeswald für zehntausende deutscher und amerikanischer Soldaten. Dieses Buch schildert das Schicksal zweier Kompanien Soldaten - einer amerikanischen und einer deutschen, die durch die Hölle des Hürtgenwaldes gingen - gleichzeitig ist es die Geschichte eines Walde, in dem das kampfermtutigende „Hurra" verstummte.
Geb., 192 Seiten, 88 Abb. **Best.-Nr.: 3946, € 23,50**

Bitte Bestellschein ausfüllen und senden an: PREUSSISCHER MEDIENDIENST
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Telefax 040 / 41 40 08 58 · Telefon 040 / 41 40 08 27
E-Mail: info@preussischer-mediendienst.de · Internet: www.preussischer-mediendienst.de

Best.-Nr.	Menge	Titel	Preis

Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4,– / Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, CDs, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

☐ Bitte senden Sie mir den aktuellen Katalog zu.

Vorname: Name:

Straße, Nr.:

PLZ, Ort: Telefon:

MELDUNGEN

Ausländerquote für deutsche Unternehmen?

Berlin – Deutsche Unternehmen sollen eine Selbstverpflichtung eingehen, daß sie mehr zugewanderte Ausländer ausbilden. Dies fordert die „Migrationsbeauftragte (früher: Ausländerbeauftragte) der Bundesregierung, Maria Böhmer (CDU). Eine solche Verpflichtung müßten die Unternehmen im Rahmen des Ausbildungspakts unterzeichnen, so Böhmer.

Wenig Vertrauen in die Regierung

Genf – Die Deutschen trauen ihrer Regierung besonders wenig zu. Dies ergab eine Umfrage des Weltwirtschaftsforums in Genf. Danach erhielt die deutsche Regierung von ihren Bürgern auf einer Skala einen Wert von Minus 51. Die Führungen Italiens (-44), Frankreichs (-37), Spaniens (-1), Großbritanniens (+1) und der USA (+20) schnitten bei ihren Bürgern allesamt besser ab. *idea*

ZUR PERSON

George W. Bushs Widersacher



Im Jahr 2000 triumphierte George W. Bush bei der Vorauswahl zum Präsidentschaftskandidaten der Republikaner über ihn; 2005 setzte sich **John McCain** jedoch gegen den Widerstand des amtierenden US-Präsidenten durch: Das Anti-Folter-Gesetz wurde verabschiedet und schließt auch den Geheimdienst CIA mit ein, der für sich gern einige Ausnahmen erstritten hätte. George W. Bush kann auch nicht von seinem Veto-Recht Gebrauch machen, da er damit gleichzeitig das 453 Milliarden US-Dollar schwere Haushaltsgesetz für das Verteidigungsministerium auf Eis legen würde, an das McCain sein Amendment (Zusatz zu einem Gesetz) gehängt hat.

McCain, der seit 1987 Senator des Bundesstaates Arizona ist, nahm als Kampfflieger am Vietnamkrieg teil, wo er 1967 abgeschossen und bis 1973 in nordvietnamesischer Gefangenschaft gehalten wurde. Der Enkel und Sohn zweier Admiräle erlebte in diesen Jahren Folter am eigenen Leib, daher rührt auch sein Engagement für das Anti-Folter-Gesetz. Zudem will er selbst die Werte, für die die USA kämpfen, zu denen auch die Einhaltung der Menschenrechte zählt, leben. Zwar seien Terroristen in seinen Augen „die Quintessenz des Bösen, aber es geht nicht um sie, es geht um uns. Wir stehen in einem Kampf um die Werte, für die wir stehen“, betont der 1936 in der damals US-amerikanischen Panamakanalzone Geborene.

John McCain wird derzeit als potentieller Präsidentschaftskandidat der Republikaner im Jahre 2008 gehandelt. Der in seiner Militärkarriere Hochdekorierte ist vielen Parteikollegen jedoch nicht rigide genug. Er macht sich für Sozialprogramme stark und steht radikalreligiösen Gruppen distanziert gegenüber. Zudem ist der siebenfache Vater und vierfache Großvater 2008 mit 72 Jahren schon ziemlich alt.



»Vielleicht ist nächste Woche wieder etwas für Sie dabei!« Zeichnung: Götz Wiedenroth

Zuckerl von der Tante

Dank Angela Merkel hat Deutschland wieder einen tadellosen Ruf in Europa – wie damals bei Kohl, nur hoffentlich nicht so teuer / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Alle lieben Angela. So einen Kavaliersstart in den Umfragen hat, wenn wir uns recht erinnern, nicht einmal Schröder hingelegt. Schon kurz nach dem Einzug ins Amt meinte die Hälfte der Deutschen, Merkel sei eine gute Kanzlerin. Jetzt sagen das angeblich schon drei Viertel! Auf dem EU-Gipfel trat sie auf wie die mütterliche Version des General Blücher, die in letzter Minute Europa vor einer Katastrophe rettet, welche schon besiegelt schien, weil sich der eigentlich fürs Gelingen verantwortliche Brite festgefressen hatte – wie 1815 bei Waterloo.

Selbst die grüne Keifkanone Claudia Roth ballert Salut: Merkel habe „einen guten Start geschafft“. Die Polen umjubeln sie, die Franzosen ebenso, die Spanier auch. Italiens Berlusconi umschleimte die deutsche Regierungschefin nach allen Regeln der römischen Kunst. Die kleinen EU-Länder schwärmen, als sei der gutmütige deutsche Onkel, der sich immer so rücksichtsvoll um die Zwerge gekümmert hatte (im Unterschied zu den etwas herablassenden Franzosen), als nette Tante wiederauferstanden.

Bei soviel Zuspruch können wir uns zusammen mit der Kanzlerin sanft zurücklehnen und uns ganz und gar jenem Gefühl hingeben, daß uns Deutschen immer schon die größte Genugtuung bereitet hat: tiefstem Mißtrauen.

Seien wir mal ehrlich: Da stimmt doch irgendwas nicht! Wenn es um EU geht, geht's um Geld. Stieg nicht auch Kohls Ansehen als „großer Europäer“ parallel zum Pegelstand deutscher Nettozahlungen? Den halbseidenen Quell europäischer „Zuneigung“ hatten wir an dieser Stelle ja schon vergangene Woche beim Wickel. Die FDP hat das Haar in der Suppe gesehen und behauptet, Merkel habe sich wie Kohl (und, ätsch, Genscher) die Huldigungen des Auslandes mit unseren Steuergeldern erkauft. Alles Quatsch, schimpft Schwarz-Rot zurück. Wer recht hat, werden wir wohl nie erfahren. Die EU-Bürokratie hat mit der Zeit ihr System des Hin- und Herschiebens von Geldern derart fein verästelt, daß niemand mehr genau sagen kann, wer am Ende was wofür bekommen oder bezahlt hat. Eines aber steht fest: Profitieren von Europa tun wir alle, auch die vermeintlich reichen Länder und Regionen. Dies ist keine hohle Politikerbehauptung, sondern wird eindrucksvoll von der erlebten Wirklichkeit bestätigt. Ein Beispiel: Hamburg zahlte als angeblich wirtschaftsstärkstes deutsches Bundesland 2004 den höchsten Pro-Kopf-Betrag in den Länderfinanzausgleich und damit vermutlich auch die höchsten Pro-Kopf-Steuern an den Bund. Deutschland reichte davon als Hauptnettozahler der EU davon ein hübsches Sümmchen an Brüssel weiter. Die EU schließlich gab als Stadtentwicklungsförderung für den Stadtteil St. Pauli (ja, genau der, den Sie meinen) einen Teil davon an Hamburg zurück. So hat also auch das reiche Hamburg „von Europa profitiert“, wie die hanseatischen Politiker ihren Bürgern verkünden durften. Gut, hätte Hamburg seinen eigenen Stadtteil gleich direkt gefördert, wären die bürokratischen Nebenkosten beträchtlich geringer und die Förderung für das darbende Rotlichtviertel damit um einiges höher ausgefallen. Doch wer so denkt, ist kein „Europäer“. Was nur Uneinsichtige plump als Verschwendung geißeln, das ist in Wahrheit die „europäische Solidarität“.

> Wußten wir's doch: Schröder ist tatsächlich vor dem Etatloch 2006 ausgebüxt

Von der hat sich die FDP offensichtlich verabschiedet, weshalb ihr aus den Reihen der CSU-Europaparlamentarier der Vorwurf entgegenschlägt, ihre Kritik an den deutschen Nettozahlungen sei übelster „Nationalpopulismus“. Grüßen sich die Liberalen gar heimlich nach der Art italienischer Fußballkapitäne, die ihren rechten Arm nicht unter Kontrolle kriegen? Jedenfalls verstehen sie von der Natur europäischer Politik nichts (mehr). Die CSU mußte die Blaugelben eigens darauf hinweisen, daß die deutschen Tribute schließlich die Stabilität und den Frieden (!) in Europa sichern. Mit anderen Worten: Wenn wir den Tataren nicht ab und zu ein Zuckerl zuwerfen, schlitzen sie uns den Bauch auf. Der viel beschworene „europäische Geist“ ist dem des 16. Jahrhunderts offenbar weitaus ähnlicher, als wir es bislang vermuten durften. Da sollen wir doch froh und zufrieden sein, daß uns Frau Merkel bei den wilden Nachbarn eine Galgenfrist erkauft hat – und das immerhin für deutlich weniger Geld, als Schröder im Juni zugesagt hatte.

Überhaupt Schröder: Wir hatten es ja schon im Sommer geahnt: Der wollte nur Neuwahlen haben, weil er voraussah, daß ihm die Haushaltsplanung für 2006 links und rechts um die Ohren fliegen würde. Jetzt kam die Bestätigung: Einige SPD-Politiker haben der „Frankfurter Allgemeinen“ zugemauschelt, der damalige Kanzler sei in der Tat vor den Etatproblemen ausgebüxt.

Eichel sei schon im Lande unterwegs gewesen, um einigen Unionsministerpräsidenten ihre Unterstützung für eine Mehrwertsteuererhöhung über zwei Stufen von je zwei Prozentpunkten abzuschwatzen. Also doppelt soviel, wie die Union in ihrem Programm öffentlich angedroht hatte. Der Elan, mit welchem die SPD dann ihren Wahlkampf gegen die „Merkel-Steuer“ inszenierte, läßt uns nach diesen Informationen noch staunender zurück. Die Jungs haben's drauf, wirklich.

Meldungen über eine angebliche „Giftliste“ in Eichels Schublade kursierten ja lange vor der Wahl. Nur dort, in der dunklen Schublade nämlich, blieb die Liste auch, während die Union die ihrige publikumswirksam plakatierte. So sprachen die Medien bald nur noch über die Grausamkeiten der Schwarzen, während sich der damalige Kanzler mit verhältnismäßig großem Erfolg auf's Gefühlige verlegen konnte, was sich viele Medienleute dankbar zur „wiedergewonnenen Stärke des Kanzlers“ zurechtgebogen haben. Ja, ja, ich höre es schon: Die alte weinerliche Mär von der linkslastigen Presse. Hätten die Kommentatoren des Kanzlers feines Spiel denn schnöde auffliegen lassen sollen? Journalisten können nicht einfach irgendwas hinausposaunen, was sie gerade gesehen, gehört oder erkannt haben – sie haben, wie man weiß, eine hohe Verantwortung auch für die politische Wirkung ihrer Beiträge. Das erfordert ein feines Gespür dafür, was man verbreiten sollte und was man besser übersieht. Ein besonders aufschlußreiches Beispiel jener journalistischen Unterscheidungskraft konnten wir erst dieser Tage beobachten.

Im fernen Australien hatten einige muslimische Zuwanderer junge Frauen am Strand bepöbelt, weil die sich nicht artgerecht verhüllt hatten. Als die Damen nicht reagierten, sperrten die Muslime einfach ein Stück Strand ab, wo sich künftig nur noch artig eingewickelte Frauen bewegen sollten. Das wollten zwei amtliche Rettungsschwimmer nicht hinnehmen und hoben die Sperrung wieder auf, woraufhin sie von den Muslimen zusammengeschlagen wurden. Ich langweile Sie? Da geht es Ihnen wie den meisten deutschen Medien, die bis hierher auch noch nichts Berichtenswertes gesehen hatten.

Dann aber wurde die Sache spannend: Weiße Jugendliche gingen in Pulks auf alles los, was nach orientalischen Männern aussah. Nun war die Presse wach, von diesem Stadium des Konflikts gibt es auch weltweit verbreitete Fotos. Kurz darauf marodierten Orientalen in der Gegend und legten Feuer in einer Kirche. Die deutschen Leser erfuhren, daß diese Übergriffe die Reaktion auf die rassistische Gewalt von seiten der weißen Australier gewesen sei, eine Antwort auf das „fremdenfeindliche Klima“. Die Vorgeschichte mit den Frauen und den Rettungsschwimmern wurde verantwortungsbewußt ausgelassen.

So blieb die politische Botschaft korrekt und rein. Junge Orientalen können nämlich auf keinen Fall Rassisten sein. Wenn die einmal um sich schlagen, dann nur als Reaktion auf weißen Rassismus oder weil sie sozial benachteiligt werden. Rassisten haben weiß zu sein. Darauf haben wir uns vor langer Zeit geeinigt.

ZITATE

Die ***britische Presse ist wütend*** *über den Kompromiß zur* ***EU-Finanzierung*** *2007 bis 2013, der – unter der britischen Präsidentschaft ausgehandelt – das Land jährlich 1,5 Milliarden Euro kosten wird. Über Premier Tony Blair schimpft der „Sunday Telegraph“ vom 18. Dezember:*

„Er machte sich nach Waterloo auf und ist in Dünkirchen gelandet.“

Die Wiener Zeitung „Die Presse“ vom 19. Dezember ***teilt die Begeisterung*** *über Angela* ***Merkels*** *EU-Vermittlungserfolg* ***nicht*** *und verweist auf die ungelösten Grundprobleme Europas:*

„Eigentlich geht es der EU wie einem wohlstandsverwahrlosten Kind. Jahrzehnte hindurch bekam es Geldgeschenke, doch mit dem Herzen waren die politischen Eltern längst nicht mehr dabei. So war es auch diesmal: Mama Angela zückte die Tasche, legte unter Beifall aller ein paar Millionen drauf ... Zwar wurde pro forma auch eine Überprüfung der Haushaltspolitik in Auftrag gegeben. Doch im Grunde wird das gemeinsame Kind mit allen Störungen sieben Jahre wieder auf freien Fuß gesetzt.“

Auch die Mailänder „Corriere della Sera“ vom 19. Dezember bleibt trotz der allgemeinen Erleichterung ***skeptisch****, ob* ***auch Europa*** *durch die Gipfeleinigung etwas* ***gewonnen habe****:*

„Tony Blair hat gewonnen, weil er mit der Einigung über den EU-Haushalt einen Schiffbruch ... verhindert hat. Angela Merkel hat gewonnen, weil es ihr Mut der Debütantin war, das Spiel just im schlimmsten Moment wieder in Gang zu bringen. Auch Jacques Chirac hat gewonnen, weil von ihm nicht mehr verlangt wird, als ... lediglich künftige Reformen in der Agrarpolitik zu versprechen. Aber wenn dies auch alles stimmt, ob beim Gipfel in Brüssel auch Europa gewonnen hat, das ist eine Sache, die es erst noch zu beweisen gilt.“

Väterchen Frost geht fremd

Geschenkekriegen ist global
der Zweck des Fests, des frommen –
man unterscheidet bloß lokal,
von wem die Sachen kommen:

Das Christkind und der
Weihnachtsmann
sind hierzuland auf Posten
wie Santa Claus da nebenan
und Djed Moros im Osten.

Sie alle tun nach Plan ihr Soll
– Gebietsbetreuer eben –
und liefern Gaben schonungsvoll
ganz feinstaubfrei im Schweben!

Doch seht, was dieses Jahr passiert:
Das Väterchen, das gute,
trägt Anzug und ist glattrasiert,
mit null Promill' im Blute.

Bedacht wird abseits vom Revier
ein Kumpel in der Ferne!
Der war bis neulich Alpha-Tier
und wär' es weiter gerne ...

Was lehrt uns diese Moritat?
Ich will nicht lange reden:
Es gilt, kommt Zeit, kommt
Aufsichtsrat –
nur leider nicht für jeden.

Pannonicus